Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 34 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **21. August 1908**

Vor 150 Jahren.

Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Glückliche Weihnachten waren's 1757! Am 19. Dezember kapitulierte Breslau, am 26. Liegnitz, am 22. meldete Fouqué die Eroberung von Landeshut, und am 27. schreibt der König an Feldmarschall Keith (vor Schweidnitz): Il ne reste d'Autrichiens en Silésie que la garnison de Schweidnitz et 37 000 prisonniers. Selbst Damenbesuch hat sich der König eingeladen, die Nichten aus Schwedt. Die seit Kolin wieder gesuchte Anlehnung an Frankreich trat in den Hintergrund, wenn sie auch als Hintertür für die Verhandlungen mit England noch bis 25. März offen gehalten und gerade im Dezember durch den bei Roßbach gefangenen Grafen Mailly neu belebt wurde. Der Sieg bei Leuthen war ein zu dezisiver. Er hatte den Hauptgegner Oesterreich ins Herz getroffen. Der Stolz des Siegers gestattete nicht das Anbieten von Friedensbedingungen: pour moi je n'enverrai pas un marmiton en France. S'ils ont besoin de la paix, il faut les voir venir. Und der Sieger von Leuthen sollte den bei der Wiedereinnahme von Breslau gefangenen Fürsten Lobkowitz zur Kaiserin gesandt haben, um die Friedensschalmei zu blasen? Plumpe Erfindung. In seinem Testament vor Leuthen hatte er ähnliches noch gegenüber Frankreich geraten, d. h. für den Siegesfall, wenn er fiele. Nach Leuthen? Nicht einen Küchenjungen! Herr von Schlesien und Sachsen, erhoffte er nur noch, daß Prinz Ferdinand von Braunschweig die Franzosen mit eisernem Besen aus Westfalen vertrieb, um einen günstigen status quo für die Friedensunterhandlungen zu gewinnen, deren Bedingungen er in den Weihnachtstagen mit Finckenstein in Breslau ausarbeitete. Doch kaum über die Jahreswende dauerte die Friedenszuversicht. Gründe: Prinz Ferdinands Marsch auf Celle statt auf Nienburg a. d. W. Er schreibt ihm (2. 1.): Rien ne pouvait venir plus mal à propos, que ce que vous avez fait. Voilà tout ce que la douleur me permet de vous dire. Sodann die österreichischen Rüstungen, die flotter vor sich gingen, als man nach so schwerer Niederlage erwartete. Der gute Makler Franz von Lothringen hatte seiner temperamentvollen Gattin wieder Geldmittel zur Verfügung gestellt, sicher nicht nur gegen fünf vom Hundert. Dem König steigen Zweifel auf an der Friedenspalme. „Il me semble que ce n'en est pas point encore assez, pour parvenir promptement a une bonne paix (2. 1. an seine Schwester, die Markgräfin). Es hat allerdings den Anschein,

als ob der König noch in seinen Januarbriefen (21., 24., 30.) an dem Friedensgedanken festgehalten habe. Die auf den Prinzen Ferdinand ausgeübte Pression bietet aber keinen Anhalt dafür. Sie war an sich begründet, denn Magdeburg war der Hauptwaffenplatz Preußens, das große dépôt de guerre. Es mußte unbedingt sichergestellt werden. Die Vorbedingung dazu war, daß die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen wurden. Erst dann hatte der König freie Hand gegen die Oesterreicher. Am 21. Januar schreibt der König an seine Schwester Wilhelmine: Nos ennemis font tous les préparatifs pour la campagne prochaine, mais je me flatte que ce sera la dernière, car en verité ce metier est incontenable à la longue. Also nur noch die Hoffnung, daß es das letzte Kriegsjahr sei. Für die Bedeutung, die Friedrich den Operationen des Prinzen Ferdinand beilegte, zeugen die Worte an den Prinzen Heinrich vom 25. Februar: Quand je ferai ma petite prière j'y ajoute toujours: ô Dieu! Toi qui n'aime ni les ingrats ni les brigands daigne donner a Ton serviteur Ferdinand toute la force de David pour qu'il assomme tous les bêlitres de Français; ainsi soit-il. Und wie fruchtbar war diese Bitte. In der letzten Februarwoche ging sie in Erfüllung. Mit nur geringen Verlusten wurden die Franzosen über den Rhein gejagt. So war im März 1758 die Situation des Königs die beste des ganzen Krieges. Den Oesterreichern weit überlegen, vom Onkel in London bereits Truppen zum Kampfe gegen Oesterreich angeboten, Schweden und Russen fast inaktiv, der Franzosen ledig und mit England fest durch Vertrag verbunden. „Es leuchtet, sagt Ranke, ein, daß der Krieg noch umfassender und großartiger werden mußte." Er holte zu dem großen Schlage aus und hoffte, mit einem Feldzuge in Mähren, Olmütz leicht bewältigend, den Wiener Hof zum Frieden zu zwingen. Que j'aie les haemorroides blanches ou noires j'irai, mon cher frère, ne fut ce que sur des béquilles et je finirai la campagne, si je ne suis pas dépêché entre ci et ce temps-là. Aber Geld war knapp! Si la guerre dure, mon cher frère, je serai obligé de voler au grand chemin pour payer les troupes (19. 4. an Prinz Heinrich).

William Pitt, der als Führer der Liberalen 1744 den Preußenfresser Lord Carteret gestürzt und so ein Gegengewicht gegen den Friedrich nicht freundschaftlich gesinnten Georg II. geschaffen hatte, war seit 1756 Staatssekretär. Das Mißverhältnis, welches zwischen Onkel und Neffen bestand, hatte seinen Ursprung in weit früherer Zeit. Den Neffen als Kronprinz hatte der Onkel unterstützt, denn der Hofhalt zu Rheinsberg war nicht billig. Der junge König zahlte sofort prompt zurück, um sich die Arme frei zu halten. Und der Onkel antwortete mit Koalitionen und Intrigen, damals wie heute. Zu jener Zeit war Frankreich nicht zu gewinnen, wie jetzt nicht Italien und Oesterreich. An Versuchen scheint es nicht gefehlt zu haben. Die Feuerdisziplin und der eiserne Ladestock des alten Dessauers bei Mollwitz zerstreuten den Koalitionsnebel, mit dem der Onkel den Neffen einkreisen wollte. William Pitt handelte nur als kluger Geschäftsmann, wenn er Friedrichs Politik unterstützte. Ihn stärken hieß Frankreich schwächen. Die Subsidien waren das Kaufgeld für Kanada.

Der Zug nach Mähren hat von allen strategischen Unternehmungen des großen Königs die verschiedensten und absprechendsten Auslegungen erfahren. Und doch ist der Grundgedanke lediglich in der genialen Auffassung Friedrichs vom Kriege zu suchen. Seiner Zeit eilten die Gedanken dieses Großen voraus. Er machte einen Strich durch die Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts: Vernichtung des Gegners, den Frieden suchen in der Hauptstadt des Feindes, das waren seine Triebfedern. Doch die Zeit war noch nicht erfüllet. Magazin-

verpflegung mit seinen schwerlastenden Imponderabilien lähmte noch des Geistes Schwingen. Sie wurde auch diesem genialen Zuge zum Verhängnis.

Die Franzosen den Prinzen Heinrich und Ferdinand, Russen und Schweden Dohna überlassend, zog der König dann nach der Einnahme von Schweidnitz zu Anfang Mai nach Mähren, um Olmütz zu belagern. Daun mußte er dorthin nach sich ziehen, denn es war die Gerade nach Wien. Aber die Schlacht, und damit das schnelle Heilmittel des Sieges, brachte ihm der Zug nicht. Ein energischer Kommandant in Olmütz, General Marschall, erschwerte ihm die Belagerung, bei der Artillerist und Ingenieur Oberst Balby und Wrede nicht ohne Fehl arbeiteten. Daun aber hütete sich vor der Schlacht. Leuthen stand in noch zu frischer Erinnerung. Die Kleinkriegführer aber: Loudon, Lascy und Janus erschwerten dem König in täglicher Maulwurfsarbeit das Dasein.

Unwillig ist der König auch über England, das keine Schiffe ins Baltische Meer sendet und die Armee des Prinzen Ferdinand von Braunschweig nicht verstärkt. Ein Brief vom 21. Mai an Baron Knyphausen schließt: „Ich habe von ihm zwei Foliobände erhalten. Das ist in Friedenszeiten sehr schön und bewundernswert. Aber ich habe nicht die Zeit sie zu lesen de grâce ne m'envoyer que des in-douze tout au plus."

Noch am 22. Mai, dem Austausch der Ratifikationen des Vertrages mit England im Lager von Proßnitz vor Olmütz, ist der König, nach Eichels Brief an Graf Finckenstein, voller Friedenszuversicht, „vorausgesetzt, daß die Russen Zeit lassen hier zu vollenden". Und am 28. Mai schreibt der König noch dem Grafen Dohna, daß er hoffe, am 15. Juni fertig mit Olmütz zu sein. Gegen Ende Juni trifft er alle Vorbereitungen zur Schlacht, Dauns Angriff erwartend. Doch dieser nimmt nur engere Fühlung, um die Aufmerksamkeit des Königs von dem bedrohten Convoi abzulenken. Munition, Mehl und Geld soll er bringen. 8 Bataillone decken die Wagen, Zieten ist mit starker Kraft entgegengesandt. Umsonst! General Janus bemächtigt sich desselben. Für Daun-Cunctator ein Sieg, für den König in der Wirkung gleich einer Niederlage. Am 1. Juli erfährt der König das traurige Fazit. Je crois dans la situation présente, qu'il faudra renoncer à notre siège, schreibt er an Keith. Und — wie schnell entschlossen, wie hoch seine geistige Spannkraft! — schließt: il vaut mieux prendre un parti désagréable, que de n'attendre point ou d'attendre les extrémités. Und nun folgt der meisterhafte Marsch über Konitz und Trübau an die Aupa, an Schlesiens Grenze, ohne ein Geschütz zu verlieren oder Munitionstrain, selbst 1500 Kranke und Verwundete mit sich führend. Dort im Lager von Opotschno bei Niederschrift der Relation der Mai-Juni-Zeit schließt der König: Mais ce que l'on peut assurer avec certitude, c'est que la campagne est bien éloignée d'être finie. — Der Tod des Prinzen von Preußen hat Prinz Heinrich tief gebeugt. Aus Proßnitz noch, am 25. Juni und am 19. Juli aus Opotschno spricht der König ihm Mut zu und schreibt am 20. dem Prinzen, er glaube in wenigen Tagen eine Affäre bei Chlum zu haben (er hoffte; denn gleichzeitig hat er die Nachricht, daß die Russen unter Fermor Absicht zeigten, über Krossen-Frankfurt nach Sachsen zu marschieren). Seine Stimmung ist trübe, auch Krefeld (23. Juni) und der Sieg von Minden (1. August) ändern daran wenig. Vous voyez que mes lettres changent selon les nouvelles qui me viennent. Und der Schluß des Briefes: quelquefois mes affaires m'étourdissent sur nos malheurs communs. Mais tout d'un coup, quand cela me revient à l'esprit, mon coeur saigne et je deviens d'une mélancholie horrible. Chaque lettre de mes soeurs, la vue du régiment (des

Prinzen von Preußen), tout me rend d'une sensibilité affreuse. Ueberströmend in brüderlicher Liebe für die Markgräfin ist der Brief vom 20. Juli. Tiefe Mißstimmung aber beherrscht den an die andere Schwester, die Königin von Schweden vom gleichen Tage: Ce n'est pas la peine de vivre et depuis deux ans chagrin domestique, perte sensible des personnes les plus respectables, fatalités, malheurs publiques, tout s'est amassé sur ma tête. Es ist die Unsicherheit, die seine Stimmung herabdrückt. Wie das Jahr vorher vor Roßbach, als seine Gedanken, den Taten vorauseilend, sich bereits mit den Oesterreichern in Schlesien beschäftigen, und es ihm nicht gelingt, Reichsarmee und Franzosen — les cercles et les tonneliers — zum Schlagen zu bringen. So hier Daun und rechts der Oder Fermor.

Von Grüssau am 10. August datiert sein Testament an den Prinzen Heinrich, neben der eingehendsten Instruktion für den General Markgraf Karl, der den Oberbefehl im Lager für ihn führen soll. In dem Testament nichts Sensitives, nur knappe Vorschriften und der Satz: Pour la politique il est certain, que si nous soutenons bien cette campagne, l'ennemi, las, fatigué et épuisé par la guerre, sera le premier à désirer la paix, je me flatte que l'on y parviendra pendant le cours de cette hiver. Optimismus — aber ein notwendiges Elixir für den Mann der Tat. Mit 14 000 Mann zog er dann in 11 Tagen von Landeshut nach der Oder. Lauter „Grasteufel" gegenüber Dohnas gut montierten Bataillonen, denen aber Groß-Jägersdorf noch in fataler Erinnerung war. — Blut und Brand hinterließ Fermors Armee in der Neumark. Dieser Landstrich, den man nicht halten konnte, wurde von den Kosaken verwüstet, mit allen Schrecknissen des Krieges überzogen, saigné à blanc. Küstrin wurde eingeäschert, ein unnützer Blutakt, die Antwort auf die Standhaftigkeit des Kommandanten, General Schack von Wittenau. Wie siegeszuversichtlich schreibt der König nun am 21. August an Zieten bei Löwenberg: „Ich werde am 23. über die Oder gehen, 24. den Feind attackieren, 25. die Oder bei Küstrin gleich wieder passieren und alsdann mir sogleich nach Guben ziehen (dorthin hatte er auch Markgraf Karl beordert). Er soll mir den Feind so lange abhalten, daß ich die wenigen Tage gewinne." Wieviel frische Tatkraft klingt aus diesen Zeilen. Doch auch welche geringe Bewertung des Gegners.

Vom 22. August ist die Order: An die Generale der Armee, wie sie sich zu verhalten haben, wenn ich sollte totgeschossen werden. „Man soll mir nicht öffnen, sondern stille nach Sanssouci bringen und in meinem Garten begraben lassen" — das „de nuit" des Testaments vor Leuthen fehlt. Und ein Postskriptum zeigt uns den König geheilt von jener Melancholie des Jahres vorher — en philosophe: „Sollte die Bataille verloren gehen, so muß sich die Armee hinter Küstrin setzen, von allen andern Armeen Secours an sich ziehen, und je eher je lieber dem Feind von frischem wieder auf den Hals gehen." An Stelle des marche funèbre des Jahres 1757 eine lustige, frische Weise, mit der der Soldat vom Kameradengrabe abmarschiert — zu neuen Taten.

In mehr als 12stündigem blutigsten Ringen versetzte der König Fermors Armee auf den Höhen bei Zorndorf am 25. August den Todesstoß. Wiederholt schwankte das Zünglein der Wage. Seydlitz mit der Reiterei stellte zweimal das Gleichgewicht wieder her. Er leistete mit der Kavallerie mehr, als von ihr erwartet werden konnte. Sie hat sich dort selbst übertroffen und die Höhe dieser Leistung nie wieder erreicht. „Der Himmel hat Euer Majestät heute wieder einen schönen Tag gegeben", so beglückwünschte der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell auf dem Schlachtfelde den König. „Ohne diesen", auf Seydlitz zeigend „würde es schlecht

aussehen." Und als der König ihn nach der Schlacht mit den Worten umarmte: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu verdanken", lehnte Seydlitz bescheiden ab. „Euer Majestät Kavallerie hat den Sieg erfochten und sich der größten Belohnung wert gemacht, die Gardedukorps unter dem Rittmeister von Wakenitz aber haben Wunder getan, besonders hat dieser Dank und Belohnung verdient." Von letzterem, vor der zweiten Attacke, stammt das stolze Wort: „Ich will nicht, daß eine Bataille verloren sei, bevor die Gardedukorps attackierte — ich attackiere."

Mögen die Eichen im Schloßpark von Minkowsky, die über dem Grabmal des Helden von Zorndorf rauschen, ihm unsern Gruß zuraunen. Anderthalb Jahrhunderte haben uns einen zweiten Seydlitz noch nicht erstehen lassen. Wie eigen klingt der Schlußsatz des Schreibens des Königs an den Kabinettsminister Grafen Finckenstein aus Tamsel vom 25. Aug. $8^1/_2$ Uhr A.: Si nous n'avions pas combattu pour la patrie, jamais je n'aurais pu parvenir à faire garder cette contenance aux troupes et encore cela a beaucoup couté. Der Brief ist eigenhändig. Zuerst stand da: combattu pour le public. Noch höher als den König stellte Friedrich — das Vaterland.

Deutsche Kriegsflotte. Von Max Stirner [1848].

Herausgegeben von John Henry Mackay.

Als Traum lebt eine deutsche Kriegsflotte schon seit Jahren in unserer Presse; endlich scheint es mit den Utopien etwas mehr Ernst zu werden: es laufen nicht nur Beiträge, wenngleich geringe ein, sondern es beschäftigen sich auch sachverständige Männer theoretisch mit dem Plane. Adalbert, Prinz von Preußen (ein Vetter des Königs) entwickelt in einer „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Kriegsflotte" dreierlei Möglichkeiten für Deutschland. Man könne entweder 1) eine Kriegsmarine zu rein defensiver Küstenvertheidigung, oder 2) eine solche zur offensiven Vertheidigung und zum nothwendigsten Schutze des Handels, oder endlich 3) eine selbstständige Seemacht schaffen. Der Prinz hat dabei „vorläufig" bloß Norddeutschland im Auge und macht in Betreff der Küstenverhältnisse des adriatischen Meeres nur die Bemerkung, „daß es für das einige Deutschland von hoher Wichtigkeit sein dürfte, wenn ihm der treffliche österreichische Kriegshafen von Pola, an der Südspitze Istriens, zufiele, da Hafen und Rhede von Triest dermaleinst, abgesehen von dem merkantilischen Vortheile einer deutschen Seemacht schwerlich den Verlust Pola's ersetzen könnten. Die Eisenbahnverbindung zwischen dem adriatischen Meere und der Ost- und Nordsee würde die Sendung von Matrosen, Vorräthen u. s. w. von einem Meere zum andern in wenigen Tagen möglich machen: gewiß ein wichtiger Umstand für eine künftige deutsche Kriegsmarine." Auf eine Kriegsflotte in unserem Norden dringt Adalbert hauptsächlich um der Gefahren willen, mit denen Deutschland von Seiten Rußlands bedroht ist. Die offene Sprache gegen Rußland aus dem Munde eines preußischen Prinzen ist immerhin merkwürdig, wenn sie sich auch anscheinend nur auf das Strategische bezieht. Adalbert sagt: „Fragen wir uns: was würde die geringste Zahl von Linienschiffen sein, um als selbstständige Flotte in den europäischen Gewässern, namentlich der allzeit fertigen russisch-baltischen Flotte gegenüber, zu agiren, so glauben wir zwanzig Linienschiffe als das Minimum einer Seemacht annehmen zu müssen, die sich mit ihr messen könnte. Ein geringeres Geschwader würde nicht ausreichen, denn es würde unserem nächsten und gefährlichsten Nachbar — der russischen Ostseeflotte — gegenüber zu schwach sein. Rußland soll unser gefährlichster Nachbar sein?

wird man einwerfen; wie ist das möglich? Ja, allerdings verhält es sich so. Denn während England nie eine so große Flotte im tiefen Frieden, selbst nicht einmal im Mittelmeere concentriert, als Rußland in jedem Sommer im Baltischen Meere vereinigt, braucht es bei seinem mangelhaften Conscriptionsgesetze viele Monate, um eine so große Zahl von Linienschiffen zu bemannen, als Rußland auf den ersten Wink des Kaisers in See zu stellen vermag." Achtzehn Linienschiffe kreuzen nämlich in jedem Jahre während der vier Sommermonate in der Ostsee, während neun andere (ungerechnet ein paar Schiffe zur Reserve) stets bereit liegen, um jeden Augenblick armirt zu werden. Die deutsche Flotte würde aber gegen Rußland günstig stehen, da sie bereits drei bis vier Wochen früher in See, mithin im Evolutioniren hinlänglich geübt, die feindliche, noch im Eise eingeschlossene leicht in ihrem Hafen blockieren kann oder wohl gar im Stande ist, sich zwischen das Geschwader von Reval und die Flotte von Kronstadt zu werfen, beide zu trennen und vielleicht einzeln zu schlagen.

Was nun die dreierlei Möglichkeiten einer deutschen Kriegsflotte betrifft, so würde nach Prinz Adalbert's Meinung die deutsche Flottille, wenn sie nur zur Vertheidigung der Küsten dienen soll, im Minimum bestehen müssen aus 40 Jaffelkanonenbooten des großen holländischen Modells, und 80 Kanonenschaluppen, wozu nach Umständen noch eine Anzahl Kanonenjollen hinzutreten würden. Vor allem, sagt er, dürften uns diese Fahrzeuge in den Stand setzen, die inneren Fahrwasser zu behaupten, auf diese Weise die russische Flotte vor ihrer Armee zu isoliren und so die mannigfache Unterstützung, welche die See- und Landmacht gewähren könnte, zu verhindern. „Wer will es leugnen, daß Rußland im Stande ist, uns auf seiner baltischen Flotte mit einem Male dreißigtausend Mann auf den Leib schicken?"

Sollte die Kriegsmarine aber zur offensiven Vertheidigung und zum nothwendigsten Schutze des Handels dienen, so dürfte ihr Minimum angenommen werden: 6 Fregatten von 60 Kanonen, 12 Dampfcorvetten oder Dampffregatten von beiläufig 850 bis 1300 Tonnen und 350 bis 560 Pferdekraft, 40 Jaffelkanonenboote, 80 Kanonenschaluppen, einer Anzahl Kanonenjollen und gemieteter Bugsirdampfboote.

Es ist hierbei nicht daran zu denken, eine selbstständige Rolle auf der See spielen zu wollen. Eine solche Marine würde einer der großen Seemächte gegenüber nur eben hinreichen, die deutschen Küsten zu schützen. Der Haupthafen wäre in der Elbe entweder in der Umgegend von Glückstadt oder bei der Insel Krautsand anzulegen.

Der dritte Fall ist endlich der, daß Deutschland sich zu einer selbstständigen Seemacht erhebt. Dies würde im Minimum erfordern: 20 Linienschiffe, 10 Fregatten, 30 Dampfer, 40 Jaffelkanonenboote, 80 Kanonenschaluppen u. s. w.

Eine solche Flotte zu bemannen wäre Deutschland sehr wohl fähig, wie sich aus dem jetzigen Stande seiner Rhederei berechnen läßt. Der Hauptkriegshafen müßte dann Danzig sein, dessen Wichtigkeit sowohl Napoleon als Peter der Große erkannte: jener ging mit dem Plane um, hier einen großen Kriegshafen anzulegen, und Peter bedauerte es, daß ihm dieser strategische Punkt nicht gehörte, um hier seine Flotte zu stationiren. Danzig liegt an der breitesten Stelle der Ostsee, an dem Wendepuncte, wo die Südküste derselben sich an die Ostküste anschließt; es flankirt mithin jede von dem Finnischen Meerbusen nach dem Sunde gerichtete Bewegung der russischen und umgekehrt auch jeden von einer englischen Ostseeflotte gegen Kronstadt geführten Stoß und nimmt ihn im Rücken, deckt gleichzeitig den deutschen Armeen die Flanke und schützt ebenso die weiter westlich gelegenen Küsten durch seine Offensiv-Fähigkeit.

Die jährlichen Gesammtausgaben für eine solche Marine dürften, wenn man die Baukosten der Flotte und der Häfen auf zehn Jahre vertheilt, zwischen acht und neun Millionen Thaler zu veranschlagen sein.

Englisch-deutsche Beklemmungen.

Von Dr. E. E. Lehmann.

Ueber die Beziehungen — die gegenwärtigen nicht weniger als die zukünftigen — zwischen England und Deutschland sind während der letzten Jahre und ganz besonders wieder seit der Revaler Zusammenkunft Eduards VII. mit dem Zar schier unübersehbare Haufen von Zeitungspapier bedruckt und verbreitet worden. Schade nur, daß trotz aller Sorgfalt der Berichterstatter die eigentliche Ursache aller Beklemmungen zwischen dem englischen und deutschen Volke sozusagen unter der Schwelle des politischen Bewußtseins blieb, vielleicht zum großen Teil deshalb, weil es ja erste und hauptsächlichste Pflicht der Tagespresse ist, Ereignisse und Eindrücke des Tages festzustellen und politisch zu bewerten. Tagesereignisse und Tageseindrücke aber sind nur vorübergehende politische Temperaturgrade am politischen Barometer. Man vermag nach solchen politischen Tagestemperaturen ebensowenig das politische Klima zu beurteilen, wie aus dem jeden Augenblick wechselnden Stand des meteorologischen Barometers auf das Gesamtklima eines Landes direkte Schlüsse zu ziehen. —

Was alles haben wir während der letzten Jahre nicht zu lesen bekommen über die Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland! Den einen Tag gab es eine förmliche Verbrüderung zwischen hervorragenden Vertretern von Berufen, die geradezu bestimmende Faktoren des öffentlichen Lebens in beiden Ländern sind, und gleich darauf konnte man in der Presse wieder die denkbar feindlichsten Stimmungsberichte lesen! Nach den Zeitungen, englischen sowohl wie deutschen, zu urteilen, schaukelte das englische und deutsche Volksbewußtsein zwischen den Extremen größter gegenseitiger Zuneigung und schlimmster gegenseitiger Abneigung hin und her. Obgleich in all solchen Schilderungen ein gut Stück Wahrheit steckt, lehren sie doch ihre Ursachen nicht verstehen. —

Das Verhältnis eines großen Kulturvolkes zu anderen Kulturvölkern wird und muß bestimmt werden, erstens durch seine geschichtliche Entwicklung und zweitens durch seine geistigen und mehr noch durch seine materiellen Interessen. Das ist so sehr Binsenweisheit, daß man ihre Wiederholung kaum für nötig halten sollte; trotzdem wird dieses wichtigste geschichtliche und politische Axiom nur allzuoft vergessen.

Daß Deutschland und deutsche Staatsmänner nur deutsche Politik treiben, daß sie in allererster Reihe die volkswirtschaftlichen und Machtinteressen ihres eigenen, eben des deutschen Volkes wahrzunehmen und zu fördern verpflichtet sind, verstehen nur sehr wenige Engländer Denn für 90 Prozent aller Briten umschließt das britische Reich die Welt; diese 90 Prozent sehen in Großbritannien und dessen Bürgern die alleinigen Träger jeder echten Kultur und jeder wahren Gesittung. Kein Wunder! Sie stehen unter dem Banne einer seit einem fast vollen Jahrtausend ununterbrochenen eigenen, nationalen Kulturentwicklung, wie solche kein anderes Volk — die Chinesen vielleicht ausgenommen — auf der ganzen zivilisierten Erde aufzuweisen hat. Seit Wilhelm dem Eroberer, also seit 1066, hat kein ausländischer Feind wieder das Inselreich betreten! Was aber sonst an Ausländern nach England kam und dort blieb, hat sich dem englischen Volkscharakter so vollkommen angepaßt und ist mit englischem Wesen so innig verschmolzen, daß schon nach der zweiten Generation von dem eigenen Volkstum dieser fremden Einwanderer nichts mehr zu erkennen ist. Besonders von uns Deutschen gilt das im vollen Maße. Der Deutsche, der drüben in England wohlhabend und oftmals reich wurde, vergaß sehr bald seine Muttersprache; ja, anglikanisierte oft sogar seinen für die englische Zunge schwer sprechbaren Familiennamen. War er ein Mann der Wissenschaft oder ein Künstler, dann nahm er in London etwa dieselbe Stelle ein, die im alten Rom des Augustus vermögenslose griechische Philosophen, Dichter und Künstler inne hatten. Man bezahlte ihn gut — viel besser als in der deutschen Heimat — vergaß aber, trotz aller dem englischen Volke geradezu angeborenen Höflichkeit, niemals, daß er ein Fremder, ein Ausländer. Diese gesellschaftliche Reserve im Benehmen des Engländers dem Fremden gegenüber zeigt sich

am deutlichsten in der Scheu des Briten vor jedem Einblick Fremder in das intimere englische Familienleben. Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte vor Jahr und Tag einmal ein Gespräch über diese Verhältnisse mit dem ebenso hochbegabten wie liebenswürdigen Grafen Mensdorf, dem Vertreter Oesterreich-Ungarns am Hofe zu St. James. Graf Mensdorf, der bekanntlich selbst durch seine Mutter ein Verwandter des englischen Königshauses, stimmte mit mir darin überein, daß nur, wer mit Engländern nahe verwandt oder verschwägert, einen tieferen Einblick in englisches Leben erhalte; nicht einmal die beglaubigten Botschafter und Gesandten in London dürfen sich in dieser Beziehung eines Vorzuges rühmen. Ja, ein höhergestellter Beamter unserer eigenen Regierung, den ich vor Jahr und Tag in London traf, erklärte mir höchst bezeichnend, daß die ihm nach London mitgegebenen deutschen Empfehlungen ihm eher geschadet als genutzt hätten. Und weshalb das? Einfach, weil man in jedem Deutschen, der zum Studium englischer Verhältnisse nach Großbritannien kommt, nicht viel Besseres, als einen Ausforscher und Aushorcher sieht, der nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat das in England Gesehene und Gelernte zur Schädigung britischer Interessen verwerten wolle. Und diese Furcht des Briten ist seit dem großen volkswirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes in stetem Wachsen begriffen. Die Mehrzahl der Engländer glaubt sich von dem Deutschen seit Jahrzehnten geradezu an der Nase herumgeführt. „Diese Deutschen!", so argumentieren sie — „wir Briten hielten sie bis vor kurzem immer nur für Philosophen und Musiker, und jetzt kommt heraus, daß sie sehr gewitzte Geschäftsleute sind, die uns auf dem Weltmarkt die schlimmste Konkurrenz bereiten, ja, in unserem eigenen Lande, unserem „good old England", ein Absatzgebiet nach dem andern streitig machen. Früher waren sie im besten Fall unsere bezahlten Diener; heute sind sie selbst kapitalkräftig genug, in fremden Weltteilen zu kolonisieren und eine mächtige deutsche Flotte zu bauen!" Daß unser gegenwärtiger Wohlstand und unsere volkswirtschaftliche Machtstellung in Deutschland das Ergebnis stiller volkswirtschaftlicher und technischer ununterbrochener Arbeit von mehr als siebzig Jahren ist, das sieht und versteht der Durchschnittsengländer nicht, zumal es gerade auf dem Gebiete der Erziehung und technischer Ausbildung bei ihm selbst seit den letzten dreißig Jahren recht bedenklich haperte. Um nur eines zu erwähnen: Bis heute gehört der Posten eines besonderen Unterrichtsministers in dem reichen Großbritannien noch immer zu den frommen Wünschen; ebenso gibt es bis heute in ganz England noch kein einziges aus Staats- oder Gemeindemitteln unterhaltenes Polytechnikum, wie unsere vom Staate dotierten technischen Hochschulen es sind! All solche Einrichtungen werden zum größeren Teil der privaten Tätigkeit und damit zugleich dem privaten Schlendrian überlassen. „We have the money, we have the ships" (Wir haben das Geld, wir haben die Schiffe"), damit hat sich bisher neun Zehntel des englischen Volkes beruhigt; und damit beruhigen sie sich auch heute noch. Man braucht nur an die verschiedenen Reorganisationsversuche des englischen Heeres während der jüngsten Zeit zu erinnern, um sich zu vergegenwärtigen, wie weit die Sorglosigkeit geht, und das, trotz aller Warnungen erster englischer militärischer Autoritäten, wie Lord Roberts und Lord Kitchener. Der insulare Engländer, also der Engländer, der nicht längere Zeit auf dem europäischen Festlande gelebt, ist geradezu unfähig zu der Vorstellung, daß der Angehörige eines anderen Volkes auf irgend einem Gebiete, besonders des praktischen Lebens ihm gleichkommen, geschweige denn ihn übertreffen könnte. Er fühlt sich als „God's Englishman" — und damit Punktum. Neunzig Prozent aller Briten halten das englische Volk geradeso für das auserwählte Volk Gottes, wie die alten Juden sich dafür hielten. Die überwiegende Mehrheit aller Briten hält keinen Ausländer für ihresgleichen; nicht einmal den Amerikaner, der ihnen doch noch stammverwandter als wir Deutschen, und dazu, was für englische Anschauungen eine große Rolle spielt, noch mehr Geld hat, als der Engländer. Der Amerikaner gilt ihnen als schlecht erzogen. In der vornehmen englischen Gesellschaft hört man über nichts so häufig Klage führen, als über

die Amerikanisierung der altbritischen Aristokratie durch Heirat mit amerikanischen Millionärstöchtern. Die Franzosen aber verachtet der insulare Engländer, trotz aller Freundlichkeit, die er ihnen äußerlich im gesellschaftlichen Verkehr zeigt, als Laffen und Affen; wir Deutschen gar sind ihm verhaßt, weil wir ihm das Geschäft fortnehmen und ihn über kurz oder lang dazu zwingen werden, aus seinem englisch-nationalen Hochmut aufzuwachen und ernstlich ans Lernen neuer Methoden zu denken, wenn Großbritannien seine Stellung als immer noch erste Handelsmacht aufrechterhalten will. Von den übrigen Nationen hat der Stockbrite eine noch viel geringere Idee. Man muß hören, wie der bessere Engländer im engsten nationalen Kreise, also in seinem Hause und seiner Familie, über Spanier, Italiener und gar über die modernen Griechen urteilt, um eine Vorstellung von der Größe englisch-nationalen Hochmuts zu bekommen!

Neben dem hier gekennzeichneten insularen Briten gibt es allerdings noch eine andere Art; diese Art ist so verschieden von der ersten, wie nur immer zwei ganz verschiedene Nationen es untereinander sein können. Es ist der entweder auf dem Festlande erzogene oder mit festländischem Leben wohl vertraute Engländer; er verhält sich zu dem insularen, dem Stockengländer, wie der Tag zur Nacht. Dieser mehr kosmopolitische Engländer hat meistenteils alle Vorzüge der gebildeten Deutschen und sogar noch manche anderen Vorzüge, welche man selbst in der allerbesten deutschen Gesellschaft nur sehr, sehr selten findet. Meistenteils zeichnet diesen Teil des englischen Volkes eine große Hochachtung nicht nur vor deutscher Wissenschaft, sondern auch vor deutschem Wesen aus. So gebildete Engländer, die längere Zeit in Deutschland gelebt, sprechen meistenteils mit Begeisterung vom „Vaterland" („Fatherland"), wie sie Deutschland im Gespräch mit Vorliebe nennen. Sehr bald finden sie heraus, daß besonders norddeutsches Wesen dem englischen sehr nahe verwandt, und bereitwillig erkennen sie an, wie sehr Deutschland auf vielen Gebieten England überholt hat. Selbst über die deutsche Formlosigkeit im Umgang und über die oft auf einen Ausländer besonders unangenehm wirkende Barschheit unseres Beamtentums setzen sie sich hinweg, indem sie die über alles erhabene Pflichttreue und Ehrlichkeit des letzteren anerkennen. Die auffallendsten unserer nationalen Fehler, wie die uns noch immer eigene Kleinlichkeit in Geschäften und gegenseitige Neidhammelei erklären sie sich aus der ja erst unlängst bei uns beseitigten Kleinstaaterei. In diesen auserwählten Kreisen der englischen Gesellschaft herrscht eine ehrlich rückhaltlose und dabei geradezu oft fürstliche Gastfreundschaft, von der man bei uns sich kaum eine Vorstellung zu machen vermag, und dazu eine so feinfühlige Rücksicht auf die Persönlichkeit eines jeden anderen, wie man sie nur eben bei einem echt englischen Gentleman und einer echt englischen Lady findet. Ich habe in meinem publizistischen Beruf gar vieler Herren Länder gesehen und darf mit Odysseus, dem Helden meines Lieblingsdichters, vielleicht mit einigem Rechte sagen, daß ich vieler Menschen Sinn erkannt; dennoch habe ich in keinem anderen Lande und bei keinem anderen Volke der Welt eine relativ so große Anzahl von Menschen gefunden, die mit feinstem gesellschaftlichen Takt eine so volle individuelle Selbständigkeit und harmonische Durchbildung der Persönlichkeit verbanden, wie der vornehme, durch Reisen und kontinentale Erziehung unterstützte Engländer der besten Klassen. Wem im Leben das Glück geworden, einen wirklichen englischen Gentleman und eine wahre englische Lady zu seinen Freunden zu zählen, der hat eine Bereicherung seiner ganzen Existenz erfahren, die ihn mit vielen Schattenseiten dieser irdischen Welt aussöhnt. Denn auch die wirkliche englische Lady sucht ihresgleichen. Sie stellt sich zwar nicht, gleich unseren deutschen Frauen, an den Kochtopf; trotzdem ist sie keineswegs eine schlechtere Hausfrau als die deutsche. Ihr Schulsack ist zwar lange nicht so gefüllt wie der eines deutschen jungen Mädchens gebildeter Stände; dafür aber hat sie einen freieren Blick für das Leben rund um sie her, großzügigere Anschauungen, ein tieffühlendes Herz, das sich allerdings nicht immer gleich auf dem gesellschaftlichen Präsentierbrett entgegenbringt und neben einem geradezu bewunderns-

werten Takt eine so edle Haltung in Gang und Gebärde, wie ich sie nur noch in den allerersten Kreisen altitalienischer und besonders altrömischer Familien wiedergefunden. Dazu ist die Engländerin besserer Stände durchschnittlich gebildeter als der englische Mann. Kein Wunder also, daß die Frau in der englischen Gesellschaft eine besonders bevorzugte Stellung einnimmt. Nicht immer zum Besten des Allgemeinwohls. Nirgends blüht die Protektionswirtschaft der Frau so sehr wie in Großbritannien; nirgends hat die Frau — auch rechtlich — eine so überragende Machtstellung, wie im britischen Inselreiche. Wie aber sie sich immer gebärden, was ihr Wert auch immer sein mag, sie ist und bleibt in allererster Linie Engländerin. Eine Engländerin mag einen erstklassigen Mann fremder Nation — einen großen Gelehrten, Staatsmann, Kaufmann usw. — heiraten, ihr Hauswesen wird trotzdem sehr bald einen englisch-nationalen Anstrich gewinnen. Dieser ungeheure Einfluß der Frau in England hat neben dem kaum weniger großen Einfluß der anglikanischen Geistlichkeit, besonders in den Provinzen und auf dem Lande, ungemein zur Erhaltung altenglischer Gewohnheiten und zur Abwehr aller ausländischen Anschauungen beigetragen. Besonders die anglikanische Geistlichkeit, welche fast unumschränkt über die Schule gebietet, ficht Schulter an Schulter mit dem altenglischen Torytum gegen das Eindringen jedes ausländischen Wesens. Sie erschwert dem mehr kosmopolitischen, dem international aufgeklärten Engländer, der ja ohnedies kaum ein Zehntel des gesamten britischen Volkes ausmacht, jeden Schritt und jeden Einfluß über die Volksseele.

Dieser fortwährende Kampf nun zwischen dem insularen Engländer und dem altenglischen Torysmus einerseits und dem mehr kosmopolitisch, mit festländischer Bildung und festländischem Wesen vertrauten Engländer andererseits spiegelt sich in den schroff wechselnden Stimmungen gegen Deutschland wider, in der englischen Presse nicht weniger, als in der englischen Gesellschaft. Sobald man britischerseits auch nur eine entfernte Gefahr von Deutschland aus für die eigene Existenz, den national-englischen Wohlstand oder die englische Weltmachtstellung wittert, bricht der Deutschenhaß hervor, eben weil die überwiegende Mehrheit des englischen Volkes vom deutschen Wesen eine außerordentlich geringe und fast immer unzutreffende Vorstellung hat. Man fürchtet die Deutschen wie eine immer näher kommende unheimliche Macht und will sich doch nicht eingestehen, daß die einzige wirksame Wehr dagegen, besonders auf volkswirtschaftlichem Gebiet, ein Aufraffen zur eigenen Arbeit und vor allem ein Verzicht auf den altenglisch-nationalen Hochmut sein würde.

So der Engländer.

Und der Deutsche? Weiß er wirklich viel mehr vom britischen Wesen, als der Engländer vom deutschen Leben weiß? Ehrlich gestanden: ich bezweifle es, und zwar aus Gründen, die zum großen Teil schon in dem bisher Gesagten zu finden sind. Gewiß, des Deutschen theoretisches Wissen über England ist bei weitem größer, als des Briten theoretisches Wissen über Deutschland. Auf hundert Deutsche, die englisch verstehen und ein englisches Buch zu lesen imstande sind, kommt kaum auch nur ein Engländer mit gleicher Kenntnis und gleicher Fähigkeit.

Ebenso wissen wir Deutschen viel mehr von englischer Geschichte und englischem Staatswesen, als der Engländer von deutscher Geschichte und deutschem Staatswesen weiß. Zwei der größten Autoritäten auf dem Gebiete des englischen Verfassungsrechts waren Deutsche: Gneist und Fischl. Und unser Leopold von Ranke hat die vielleicht beste Geschichte der englischen Reformation geschrieben. Dennoch hat das alles sehr wenig dazu beigetragen, den Deutschen näher mit englischem Wesen vertraut zu machen. Mehr als jedes andere Volk muß man das englische Volk mit eigenen Augen und Ohren studieren; denn nirgends kann man sich aus Büchern und Zeitungen weniger von dem Wesen der Volksseele ein Bild machen, als in England; nirgends vielleicht in der Welt entspricht die Praxis so wenig der Theorie, wie in Großbritannien. Begreiflich genug, wenn man daran denkt, daß der stets praktische Engländer geschriebene Ge-

setze überhaupt nicht besitzt und jeden Lebensfall nach „common sense“ (dem „gesunden Menschenverstande“) behandelt. Es gibt kein anderes Volk, das innerhalb seines nationalen Lebenskreises so wenig Achtung vor Theorien und so viel Hochachtung vor jeder praktischen Tüchtigkeit hätte, wie das englische Volk. Allerdings hört, wie ich schon vorher angedeutet, außerhalb dieses Kreises jede Einsicht des Durchschnittsengländers auf. Innerhalb des britischen Weltreiches weiß er ganz vorzüglich Bescheid; dort bewegt er sich mit vollendeter Sicherheit; außerhalb dessen Grenzen dagegen ist für gut zwei Drittel aller Briten die Welt wie mit Brettern vernagelt. Wer ihm seine „nationalen Zirkel“ stört oder auch nur bedroht, der gilt ihm als Feind. Damit stellt er das direkte Widerspiel zum Deutschen dar; denn auch heute noch ist der Deutsche immer geneigt, all dem einen erhöhten Wert zuzusprechen, was „von weit her kommt“. Man gehe nur einmal durch die Berliner „Friedrichstraße“: Was muß einem dort zuerst auffallen? Wohin man immer die Blicke richtet, sieht man „englische“ Waren angepriesen! Eine wahre Anglomanie scheint ausgebrochen, trotz der zweifellos gereizten Stimmung vieler deutscher kaufmännischer und kolonialer Kreise gegen England! Der Brite stellt die Erzeugnisse seines heimischen Gewerbefleißes allen ausländischen voran; der Deutsche macht's gerade umgekehrt; und das nicht seit heute und gestern, sondern seit schon einem halben Jahrhundert. Wir Deutschen haben zu der mächtigen Britannia aufgeschaut, wie zu einer beinah allmächtigen Göttin; fast ein Jahrhundert haben wir sie als überirdisches Wesen verehrt, ja angebetet, und nun wundern wir uns, daß diese Hehre, die doch immer nur ein Weib und deshalb, wie alle Weiber, ein eitles Wesen ist, uns zürnt, weil wir ihr unsere Verehrung entziehen und von ihrem Joche uns befreien wollen? Ist es der Briten Schuld, daß wir Deutschen sie überschätzten? Schuld der englischen Industrie, daß wir englische Erzeugnisse bis auf diesen Tag zum Teil den einheimischen Erzeugnissen vorziehen, nur weil sie den englischen Stempel zeigen? Wir Deutschen selbst sind schuld an unserer immer weiter um sich greifenden Enttäuschung über Großbritannien und britische Leistungsfähigkeit. Daraus und aus dem Mangel an jeder tieferen Erkenntnis ihrer beiderseitigen Eigenschaften erklärt sich die immer wiederkehrende Mißstimmung zwischen den beiden Nationen, welche heute, dank der großartigen Entwicklung des deutschen Volkes, während der letzten vier Jahrzehnte in einem unzweifelhaft vorhandenen Interessengegensatz noch tiefer begründet ist. Großbritannien zählt kaum 43 Millionen, Deutschland dagegen weit über 60 Millionen Einwohner. Dabei vermehrt sich die deutsche Bevölkerung viel schneller als die der vereinigten englischen Königreiche. Folgerichtig brauchen wir Deutschen Raum für unsere stets wachsende Volkskraft. Wir haben im Laufe der Zeit Millionen von Menschen an die Vereinigten Staaten von Amerika, an England und die britischen Kolonien abgegeben und damit ganze Ströme deutschen Blutes für unsere eigene deutsche Kulturarbeit verloren; jetzt, nachdem wir ein großes nationales Reich gegründet, wollen wir die Kinder unseres Volkes bei uns festhalten; daraus entspringt für uns ganz selbstverständlich der Wunsch nach Kolonien, nach noch größerem Anteil am Welthandel. Das durch Macht zur See zu erreichen, wird uns Deutschen kein Volk der Erde hindern; wer es uns verwehren will, gefährdet unseres Volkes Zukunft; er ist unser Feind, und wir sind gezwungen, mit ihm, wenn es sein muß, auf Tod und Leben zu kämpfen. Wenn die englische Regierung, wenn das englische Volk in seiner Mehrheit auf dem Standpunkte stünde, daß eine überseeische Ausdehnung der deutschen Weltmacht im Interesse Großbritanniens nicht geduldet werden könne, dann wäre der Krieg zwischen England und Deutschland in der einen oder anderen Form auf die Länge der Zeit geradezu unvermeidbar.

Zu solcher Annahme liegt jedoch wenig oder gar kein Grund vor. Man wird englischerseits sich daran gewöhnen, daß Großbritannien ebensowenig ein Monopol für die Herrschaft auf dem Meer, wie für den Welthandel besitzt. Auch das wird der Brite mit der Zeit mehr und

mehr einsehen lernen, daß Lernen von anderen Völkern ihn nicht erniedrigen, sondern nur bereichern kann. Die Symptome für solche Erkenntnis sind ja schon sichtbar. Der von unserem Kaiser und Cecil Rhodes angeregte Austausch englischer und deutscher Studenten, die gegenseitigen Besuche englischer und deutscher Journalisten, Bürgermeister, Industrieller und Arbeiter in beiden Ländern, und endlich die von dem für den friedlichen Ausgleich unermüdlich tätigen Herausgeber der „Review of Reviews" W. T. Stead angeregte Auswechselung englischer und deutscher Kinder guter englischer und deutscher Familien müssen auf die Länge der Zeit viele Vorurteile beseitigen. Recht wünschenswert wäre ein gleicher Austausch tüchtiger englischer und deutscher Arbeiter in größeren Werken beider Nationen auf längere Zeit; denn gerade im besseren englischen Arbeiterstande sitzen die Vorurteile gegen Deutschland besonders fest. All solche Maßregeln werden ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen; dennoch darf man solche Wirkung nicht von heute auf morgen erwarten. Jahrzehnte dürften zu einem besseren gegenseitigen Verständnis der beiden Völker nötig sein. Daß es während einer so langen Zeit an vorübergehenden Mißhelligkeiten und Reibereien nicht fehlen wird, liegt an der Unvollkommenheit menschlicher Einrichtungen. Daß solche Mißverständnisse und Reibungen nicht zu hellem Kriegsfeuer auflodern, muß Sorge der leitenden Staatsmänner und all der Kreise in Deutschland und England sein, die bestimmend auf das öffentliche Leben einwirken. Ein Krieg zwischen Großbritannien und Deutschland wäre nicht nur für beide Länder, sondern für den Fortschritt der ganzen europäischen Menschheit von unberechenbarem Schaden. Sind doch Großbritannien und Deutschland die beiden einzigen europäischen Großmächte protestantischen Gepräges. Jede Schwächung der einen oder der anderen in ihrer Machtstellung würde eine Stärkung des römischen Katholizismus und damit eine Tendenz zum Rückschritt in ganz Europa, ja vielleicht über Europa hinaus zur Folge haben müssen.*)

*) Nach Drucklegung dieses Artikels erhielt ich die letzte Nummer der Quarterley Review (July 1908). Diese durch ruhige, geschichtliche Auffassung ausgezeichnete Vierteljahrsschrift enthält einen längeren Artikel: 'The German Peril' („Die deutsche Gefahr"), dessen aufmerksame Lektüre ich besonders unseren Politikern aufs nachdrücklichste empfehle.

Giovanni Segantinis religiöses Empfinden im Leben und in der Kunst.

Von Gottardo Segantini. (Schluß.)

Ein Italiener, der Art der großen Renaissance-Maler, tief und ernst stand Giovanni Segantini einsam in einer Epoche des dummsten italienischen Virtuosentums in Mailand, an der Schwelle seines künstlerischen Lebens. In einem Aufsatz von ihm hören wir seine Klage über diese Kleckser, und wir merken in ihm das brennende Verlangen nach einem heiligen Gegenstand für seine Kunst. Wer kennt die Fabel der trauernden Mutter nicht, die bei ihm über den Tod ihrer Tochter klagt? Sie sagte: „Der Schmerz wäre kleiner, hätte ich nur ein Bild von ihr — sie war so schön!" — und er zeichnete die Tote und tröstete die Mutter. Nach seiner Aussage soll ihm diese Mutter die Idee des Künstlerwerdens gegeben haben. Die Klagenden trösten, die Schwerbeladenen erleichtern, ist das nicht eine würdige Aufgabe? Ist das Natur oder Christentum? Es war Giovanni Segantinis Natur, denn er war von der Vergangenheit erfüllt, ohne sie zu kennen, so wie alle Genies die Gipfel der menschlichen Seele und des menschlichen Geistes sind. Wer war dieser Giovannino, und woher kam er? Woher kommt der Baum am Zaun des Weges? Von der Erde; so kam auch er von der nackten Erde, ein früh verwaistes Kind, sich selbst

überlassen, mit viel Liebe und wenig Haß im Herzen. Die Menschen waren zu ihm, bis auf wenige, alle schlecht gewesen, und doch war er gut unter Schlechten geblieben, er, der Schwache, hatte die Schwachen geschützt; und war er nicht eben deswegen der Erwählte, dem eine große Künstleridee zu tragen vergönnt war? Reif, um die ganze Wahrheit nackt im Menschen und in der Natur zu sehen, hatte er Hunger, Demütigungen und Besserungsanstalt durchmachen müssen. Und von da unten trug er in seiner Kunst jene große Demut, die nur den Heiligen vergönnt war. Sein Herz war das Ebenbild der früh verlorenen Mutter, dieser Mutter, die er durch alle seine Werke verherrlichte als die erhabene Idee der Spenderin des irdischen Lebens. Neben ihr hatte auf ihn nur noch ein Pater Barnabiter gewirkt. Der Pater hat ihm ganz wenig lesen und schreiben beigebracht, der heilige Mann hatte in ihm die Größe seines Strebens und die Güte seiner Seele geahnt. Wohin hätte er ihn gebracht, wenn der Tod den Meister vom dankbaren Schüler nicht getrennt hätte? Durch den alten, von der Mutter ererbten Hang zum Glauben hätte er vielleicht aus ihm einen neuen Franz von Assisi oder einen großen Kardinal gemacht, wie Giovanni Segantini selbst einmal lächelnd sagte. Aber der Pater starb, und in der Besserungsanstalt verstanden die anderen Geistlichen ihn nicht — so entfloh er.

Seine Laufbahn als Maler eröffnet sich in wunderbarer Weise mit dem „Ave Maria a trasbordo", dem christlichsten modernen Bild, was neben dem Angelus von Millet die Welt aufzuzählen hat. Da ist christlich italienische, religiöse Empfindung. In einem Kahn sitzt die Mutter mit dem Kind gleich einer Madonna, am anderen Ende des Bootes rudert der Vater, dazwischen steht eine Ladung Schafe, da ist er einen Schritt weiter, da ist er religiöser als Giotto, denn die Schafe selbst sind ganz von der mystischen Stunde des Ave erfüllt, und im goldigen Sonnenuntergang taucht alles in den Klang der Glocke da drüben am Kirchturm des Ufers unter, und man hört fast das Lispeln der Mutter, die betet. Es ist eine Verherrlichung der Natur und der christlichen Empfindung des Menschen, von einer solchen Tiefe der religiösen Empfindung, daß man an den Geist des heiligen Franz von Assisi denken möchte. Wie dieses Bild sind viele andere tiefe, mystische, wunderbare Dichtungen der einfachen Gottesnatur und der einfachen Gottesbauern, die mit ihren Tieren und ihrer Scholle in der gesundesten und heiligsten Eintracht leben. Ueber ihnen läßt er Glück und Unglück walten, sie sind stets gottvertrauend, erhaben und groß wie selten die Menschen, die nicht leben an dem Ursprung des Brotes und der Erde, aus der wir geschaffen sind, auf der wir leben und zu der wir zurückkehren müssen. Er liebt den Boden, er liebt die Tiere, er liebt die Bauern und das, was er liebt, das malt er, denn die Liebe zu den Dingen allen, die da leben und weben auf der weiten Erde, ist seine religiöse, tiefe Ueberzeugung. Glück und Leid, Geburt und Tod, das alles sind nur Erscheinungen der ewigen, unendlichen Natur, und sie sind in Gottes Hand. Sein religiöses Empfinden löst sich nach und nach von der ursprünglichen, mystischen Auffassung, und mit den Bildern „Schafschur" und „An der Bahre", das in Rom ist, geht das Mystische in einer gesunden Verherrlichung der Natur, die an sich selbst göttlich ist, auf. Es ist aus dem christlich katholischen Empfinden ein moderner, gesunder, philosophischer Begriff geworden. Aber durch sein ganzes Leben schlummert in der Tiefe seines Gemütes der Christ; so sagte er in seinen letzten Jahren in einem öfters publizierten Aufsatz: Ich malte das gute Tier, das mit dem Menschen arbeitet; der Mensch schlägt es, ißt sein Fleisch, gebraucht sein Fell,

nimmt ihm seine Jungen und seine Milch, und doch liebt er öfter das Tier mehr als seine Mitmenschen. Aus dieser Anschauung heraus sind die Bilder von Savognino fast alle geschaffen; sie riechen nach Erde, nach der gesunden Gotteserde, und sind der schönste Lobgesang, der aus reinem Herzen seit Jahrhunderten zum Himmel gestiegen ist. Wer erinnert sich unter ihnen nicht der „Pflügenden Pferde" in der neuen Pinakothek in München? Wie aus Erz sind die Pferde, die Bauern sind eins mit der jungen Frühlingserde, alles ist Frühling, wie im Bilde eines begeisterten Quattrocentisten oder in einer Egloge Virgils. Stehen wir hier nicht vor der dritten religiösen Empfindung? Ist das nicht die Verherrlichung der Natur, die eins mit Gott ist? Weil bei Giovanni Segantini die Idee Gottes und die der Natur sich nicht trennen, erreicht er den hohen moralischen Wert, der den atheistischen Naturalisten fehlt.

Klarer erscheint seine religiöse Empfindung in seinen sogenannten symbolischen Bildern. Wo kann man heute eine schönere Madonna finden als „Die Frucht der Liebe"? Doch im Hintergrund steht eine kleine Kuh mit ihrem Kalb, und über dem Ganzen lacht die strahlende Sonne, fast ein Mitempfinden des Mutterglücks seitens der Natur. Da blüht das Glück, Glück für die Menschen, Glück für die Tiere, Glück für die Mutter Erde, ist das nicht Religion? Es ist nicht ein Stück Wahrheit, ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen — o nein, es ist die Versinnbildlichung des ewigen Mutterglücks, klar und allumfassend wie ein griechischer Mythus oder eine christliche Legende. Er sagt selber darüber: „Als ich das Glück einer jungen Mutter verherrlichen wollte, da malte ich die ‚Frucht der Liebe'" — und weiter im selben Aufsatz schreibt er: „Als ich die bösen, die unnatürlichen Mütter geißeln wollte, malte ich die ‚Kindesmörderinnen' und ‚Nirvana'." Zwei Bilder, die an Dantes Hölle erinnern würden, wenn sie nicht aus der Natur selbst durch das einfache alte Gesetz des Gegensatzes entstanden wären. Er schrieb darüber: „Sie haben es zu heiß gehabt in ihrem irdischen Leben, ihr Fleisch hat in den Sünden ihrer Wollust gebrannt, darum müssen sie in Winterkälte herumschwirren, bis die Kinder, an denen sie sich verschuldet haben, sie erlösen werden." Die Idee soll einer indisch-buddhistischen Sage entnommen sein, könnte aber ebensogut christlich sein, denn sie gründet sich auf das gleiche Prinzip der Strafen des Fegefeuers oder der Hölle. Nun sehen wir uns die Bilder an; das eine ist in Wien, das andere in Liverpool; zwei Winterlandschaften. Die Sonne ist untergegangen, eine unendliche Kälte weht uns entgegen und erweckt trostlose Melancholie in uns; an einem Baum hängt an den Haaren die Kindesmörderin, und an ihrer Brust saugt das ungestillte Kind. Welch Grauen, und doch ist alles so wunderbar, daß man an eine Erlösung glauben muß. Im anderen Bilde, „Nirvana", schweben die weiblichen Gestalten über der schneebedeckten Ebene zwischen den Bergen umher. Es ist früher Morgen, noch ist alles kalt, traurig. Aber die Sonne wird aufgehen, so sagt das indische Gedicht, die Geläuterten werden in den Himmel eingehen und dort ihre ihnen verzeihenden Kinder wiederfinden. Wer seit Michelangelos „Jüngstem Gericht" hat so die Toten mit streng christlicher Moral, wenn auch aus buddhistischer Legende entnommen, die Lebenden nach dem Tode verurteilt? Und nun kommen wir zu jenen „Zwei Müttern", die mit Rembrandts besten Bildern an Macht des Helldunkel und der Leuchtkraft der Farbe im geschlossenen Raum verglichen werden können. Dieses Thema versuchte er vorher schon zweimal in der Brianza, aber es war noch wie bei Millet in schwärmerische Poesie getaucht. In Savognino, ganz von der Größe und Erhabenheit der Idee durchdrungen, schuf er daraus ein Werk, das einzig in der Geschichte

der Malerei dasteht. Es ist die Mutterschaft der Natur: eine Bäuerin mit ihrem Kind und die Kuh mit ihrem Kalb. Es erinnert an die Demut einer Geburt Christi; da stand auch der Ochs und der Esel, und die Tiere hielten den Heiland warm, während Herodes nach ihm suchen ließ. Es ist nicht religiös im Sinne der Kirche, aber es ist religiös durch die vollkommene Ruhe, die große Güte und Demut, das Sicheinsfühlen des Menschen mit dem Tier; dieses mit der Scholle, an der es den ganzen Tag gearbeitet hat. Wer hat je ein größeres, ernsteres Lied der einfachen Dinge gesungen? Es ist nicht eine Bäuerin, es ist nicht eine Kuh, es ist die Idee der Gleichheit aller lebenden Wesen, was da Giovanni Segantini gemalt hat; und hatte diese Idee nicht schon der heilige Franz von Assisi ausgesprochen, als er die Vögel seine Schwestern und Gottes Kinder nannte? Und der heilige Antonius von Padua, als er zu den Fischen sprach, als würden sie ihn verstehen, und die Fische kamen ans Ufer und gelobten Gott zu preisen, was die Menschen nicht getan hatten?

Wir treten jetzt in das dritte Stadium Giovanni Segantinis ein. Ich möchte die Zeit von Maloja mit ihren Werken die Periode des Todes nennen. Das erste Bild, das da oben entstand, war „Die Rückkehr ins Heimatland", jetzt in der Nationalgalerie in Berlin. Das Thema klingt alt, und zum ersten Male erscheint die Idee einer Welt fern von der Scholle, wo man geboren und wo man begraben werden muß. Sehen wir aber das Bild an: Die Berge, der Himmel, die weite Weide, sie glühen im rosa Licht der untergegangenen Sonne. Dieses Licht ist ein trauriger Trost, wie etwas Ueberirdisches, und darin schreiten ein Mann und ein Pferd, die eine Bahre heimwärts fahren. Auf der Bahre sitzt die müde Mutter, in ihrem Schoße verbirgt die Tochter das weinende Gesicht. Erinnern wir uns des Ave Maria a trasbordo. Es ist hier auch ein Ave Maria, es ist der Gruß der Heimatserde an die traurig zurückkehrende Familie, die ihren Sohn tot auf der Bahre zurückfährt. Der Turm des Kirchleins sagt uns, daß sie zu Hause sind. Die Erde empfängt sie in ihrem schönsten Schmuck, im rosa Licht der untergehenden Sonne. Sie scheint ihnen allen zu sagen: Kommet, kommet Ihr, die Ihr leidet, zu mir, ich bin ewig, und morgen wird eine neue Sonne aufgehen. Sehen wir die Trauernden an. Der Vater männlich in seinem Schmerz, das Pferd mitempfindend, so wie die Tiere es wissen, die mit den Menschen zusammen dahinleben. Die Mutter trostlos, und die kleine Tochter ganz ihrem jungen Schmerz hingegeben. Hinter dem Wagen ein Hund, der den Verlust mit aller Demut empfindet. Ist das nicht die größte Leidensgemeinschaft, die je erdichtet wurde? Und das alles einfach, natürlich, ursprünglich, wie eine ewige Wahrheit. Diesem Bilde folgt im nächsten Jahre der zweite Teil des gleichen Leides: „Der Glaubenstrost". Das Thema ist uralt. Tiefe Schneelandschaft, die Sonne ist untergegangen. Der Himmel leuchtet wunderbar und färbt den kalten Schnee. Im Vordergrund, nahe einer Friedhofsmauer, kniet auf einem frischen Grabe ein Mann; seine Frau neben ihm legt die Hand auf seinen Kopf. Der Vater, der während der traurigen Rückkehr männlich im Bewußtsein seiner Beschützerpflicht neben dem Pferd einhergeschritten ist, ist nun in der Einsamkeit des Friedhofes zusammengebrochen, aber die Mutter hat gebetet, und im Gebet hat sie die neue Kraft gefunden, die Kraft der Wiedergeburt zum Leben, denn sie hat den Sohn gesehen, wie er von Engeln getragen, in den Himmel einkehrt. Zur Ergänzung seiner Idee sehen wir im Mittelgrund schwarze Frauen, die vom Begräbnis heimwärts gehen. Eine alte Frau vorn, dahinter eine jüngere, dann ein Kind, mit Blumen bekränzt. Die Kette des Lebens, das sich ewig erneut, die große

Idee des Werdens, Seins und Vergehens. Die Lunette oben mit der Vision der Mutter, alles Gold und Licht, könnte das Werk eines Beato Angelico oder Giotto sein, aber dazu welche Vollkommenheit des Könnens, so sehr vollkommen, daß selbst die kalten Naturalisten das Bild als wunderbar ansehen müssen. Sind diese zwei Bilder nicht das Geständnis einer tief religiösen Seele? Ist der Begriff Heimat heute nicht ein allgemeiner?' Ist der Begriff Tod nicht erhaben, Ehrfurcht einflößend? Betet nicht der Mensch vom König bis zum Bettler heute noch, wenn sich der Tod nähert und ihn mit kalten Flügeln berührt? Ersteht die Natur nicht ewig wieder, und die Gräber, schmücken sie sich nicht mit Blumen, wenn der Frühling kommt? Sollte er, der moderne religiöse Geist, die Engel und den Himmel nicht malen, weil auf tausend Menschen drei sie ableugnen? Die menschliche Seele ist das, was die Jahrtausende aus ihr gemacht haben, und der Himmel wird eine greifbare Idee sein noch für Jahrtausende, so wie gewisse griechische Mythen noch heute unleugbare, mit unserer Seele verwachsene Ideen enthalten. So malt er im „Glaubenstrost" an einem steinernen Kreuz das Antlitz Christi und bringt das Leiden der Menschheit durch dieses göttliche Gesicht in Einklang mit dem ernsten Schmerz dieser einfachen Bauern. Es ist das ewige Sichwiederholen des gleichen Gefühls, bei dem Einfachen wie bei dem Erhabenen, und darin ist er mit Anlehnung an das unsterbliche Hergebrachte der Vorkämpfer der großen modernen religiösen Empfindung, die die ehrfurchtsvolle Anbetung der Natur, der Menschen und der Dinge, als erste Bedingung in sich trägt. Von diesem Bild sagte er: „Als ich den Schmerz der Eltern lindern wollte, die ihr Kind verloren haben, malte ich den ‚Glaubenstrost'" — und weiter in der gleichen Schrift sprach er über zwei andere Bilder folgendes: „Als ich das Glück eines jungen Ehepaares verherrlichen wollte, die an des Lebens Quelle standen, malte ich ‚Die Liebe an der Quelle des Lebens', und als ich den Ursprung jeden Uebels zeigen wollte, malte ich die ‚Quelle des Uebels' — La Vanità".

Im ersten Bild besingt er, fast wie ein Grieche, die Schönheit, die reine Schönheit; aber er ist der Mensch von heute, und durch das Christentum ist sein Werk leicht vom mystischen Hauch eines Eden gefärbt; ich erinnere mich, daß das Bild groß angefangen wurde und einen Adam und Eva im irdischen Paradies vor dem Falle darstellen sollte. Noch existiert die Gruppe des Liebespaares groß gezeichnet in jenem Karton, den man „Gli Amanti" nennt, die Gestalten sind nackt, wie in einer griechisch modernen Auffassung. Im kleinen Bild haben sie weiße Gewänder bekommen, und in Anlehnung an die mystische Idee der Lilie bildet die Gruppe einen Lilienkelch zum Beweise ihrer Unschuld. Der Engel, der Hüter des heiligen Quelles des Lebens, eine fast Dantesche Gestalt, hat Riesenflügel und breitet sie über den summenden Brunnen aus. Der Mann ist nachdenklich, doch die Frau sieht glückstrahlend in die Zukunft hinein — ist sie denn nicht ein Stück der ewig gebärenden Natur? Hier deckt sich wiederum die moderne Anschauung Giovanni Segantinis mit der biblischen, uralten Idee der verführenden Eva. Wie in der Idee des irdischen Paradieses, so ist auch hier alles wunderbar in lachende Sonne getaucht, alles blüht, alles freut sich des neu werdenden Lebens. Und da ist er noch einen Schritt über die biblische Idee der Erbsünde hinaus, er ist durch die Vergangenheit zur neuen, freieren, naturgemäßeren, religiösen Empfindung gegangen. Gott straft nicht mehr, was eins mit der Natur der Dinge ist, nur Unnatur findet in der Natur selbst ihre Strafe. Ist das nicht die religiöse Empfindung, die aus der Vergangenheit und der Gegenwart hervorgehen mußte, nachdem die Wissenschaft Darwin und die Philosophie Kant gehabt hat?

Bevor ich das letzte Werk bespreche, möchte ich noch kurz die „Quelle des Uebels“ ansehen. Eitelkeit ist im Auge des Künstlers aller Uebel Anfang. — Ist das wahr? Ich will in die Kunst dringen, um bejahend zu antworten. In allen Epochen der Vergangenheit, als die Völker ihr höchstes Können erreichten, wurden sie auf ihre Tugenden eitel, und in leichter Ausübung ihrer durch die Väter erreichten Fähigkeiten gingen sie stets zugrunde. Die Kunst, die ich hier insbesondere ansehen möchte, erreicht ihren Höhepunkt bei Michelangelo — um nur einen Fall zu nennen —, und von da an begnügt sie sich, sich in geschickter, technisch erlernter Vollkommenheit zu brüsten, sinkt, sinkt, sinkt. Und sie sinkt noch immer: Denn wir sind heute in unserem modernen technischen Uebermut weit von der Vollkommenheit eines Velasquez, eines Rembrandt, und sogar des letzten Nachkommens Tizians, eines Tiepolo entfernt. Wie viele glauben sich große Künstler, wenn sie den alten Meistern an Können nahekommen und sehen nicht in der Blindheit einer materialistischen Auffassung der Kunst, daß das Können nicht genügend ist, um Künstler zu sein. Ich habe schon gesagt, wir müssen lernen, lernen, doch nie können. Giovanni Segantini sagte: „Diese Bilder, die ich gemalt habe, sind nur Studien zu den großen Werken, die ich vorhabe“ — das erste davon sollte das Triptichon sein. Und weiter: „Ich werde noch höchstens zehn Jahre malen, dann werde ich das gesagt haben, was ich mit dem Pinsel zu sagen hatte, und werde mich zurückziehen und schreiben.“ Wer von den modernen großen und kleinen Virtuosen würde je sich zurückziehen, wenn er eine Bahn gefunden hat, in der er sich zeigen kann? Die meisten malen, um Ehren einzuheimsen, wenn nicht, um Geld zu sammeln; wer wie dieser Einsiedler hat ein Wort zu sagen, und will es sagen, ungeachtet der Triumphe, und dann als alter Mann neu anfangen, um neu zu kämpfen und neu zu lernen? Giovanni Segantini konnte die „Quelle des Uebels“ malen und der schönen Gestalt des nackten Mädchens, das ihre Schönheit im klaren Wasser des Brunnens bewundern will, die Schlange der Eitelkeit als Abbild zeigen. Hier wiederum nimmt er aus seiner christlich ethischen Seele die Idee des Uebels und dessen Strafe, er ist hier trotz der heidnischen Form tief religiös im Sinne der biblischen Versuchungsschlange oder der christlich mittelalterlichen Idee des versuchenden Teufels; aber wiederum ist er ganz Natur, denn nichts geschieht, als was geschehen würde, wenn eine Wasserschlange einen Brunnen trübte, während ein Landmädchen darin Wasser schöpfen will. Gott ist bei ihm in der Natur als die Idee des Guten und Bösen.

Wir nähern uns jetzt dem Tode des Künstlers. Noch einmal, bevor er starb, sollte er in einem gewaltigen Werk seine künstlerischen und philosophischen Ideen vereinigen und aus all seinen vorangegangenen Bildern das Tryptichon als Synthese seines Schaffens bringen. Werden, Sein, Vergehen oder Leben, Natur und Tod sollten die drei Bilder heißen und alle Erscheinungen der sichtbaren Natur versinnbildlichen. Nach diesem großen Triptichon der Natur wollte er einen christlichen Himmel malen; dann ein mittelalterliches Epos, dann ein römisches, und damit wollte er schließen. Wir hätten in diesen drei großen geplanten Werken klar seine Idee der Vergangenheit gehabt, so wie wir in seinen Bildern die Idee der Gegenwart und seiner religiösen, naturgemäßen Empfindung haben. Der Tod beraubte uns jener Offenbarungen, doch wir müssen glücklich sein, durch Giovanni Segantini einen so neuen und großen Einblick in die Natur der Dinge haben zu können.

Sehen wir nun die Bilder an und nehmen zur Ergänzung die Kartons, die sich in Wien in der Neuen Galerie befinden. Das Leben oder Werden. Die größte Gebirgsland-

schaft, die je gemalt wurde. Es sind nicht Berge und Täler, sondern es sind die Berge, die Täler als Generalbegriff einer ganzen Naturerscheinung. Darin eine Mutter mit dem Kind und das schönste junge Wiesengrün, das je die Natur als Idee des neuen Frühlings erzeugt hat; Kühe und Hirten, das echte Leben einer Alp, die im Frühjahr von den Herden neu belebt wird. Die Mutter an einem alten Baum mit ihrem Säugling erinnert wieder an eine Madonna, so wie sie etwa Dürer empfunden hätte, nur ist sie hier keine Hauptperson, sie ist nur ein kleiner Teil der großen Gottesnatur. Die Kuh der „trüben Stunde" brüllt hier wie in jenem Bilde; wie in jenem Bilde ist es ein ruhiger Abend nach Sonnenuntergang, wo die Tiere zu den Ställen getrieben werden, und die Bauern sich der Ruhe nach getaner Arbeit freuen. Alles lebt hier vor Gesundheit auf, und die urgewaltige Gebirgsnatur scheint nicht zu drohen, sondern fast zu schützen. In der Lunette oben die Elementarkräfte, getrieben vom Wind, das Wasser und das Feuer in Begleitung des Todes, sind fast griechische Furiengestalten. Wo Leben ist, da ist auch Zerstörung. Diese kosmische Wahrheit tritt hier in ihrer ganzen Klarheit zum Vorschein. Es sieht aus, wie wenn der Künstler den Zuschauern und der Mutter mit dem Kind das altchristliche „Memento mori" zurufen wollte. Auf beiden Seiten der Lunette als Ergänzung der Idee des werdenden Lebens wollte er eine Charitas und die Arbeit modellieren oder malen. Das Leben scheint hier schon in seiner ganzen Ausdrucksform versinnbildlicht zu sein. Wie in einer griechischen Tragödie walten die Elementarkräfte über dem Lebenden, und die Idee der Mutter und der Charitas erinnert uns daran, daß die Seele des Künstlers in fast zwei Jahrtausenden im Christentum gebadet hat. Und das Bild? Es ist das schönste Werk, das der Naturalismus der jüngsten Jahre aufzuweisen hat.

Das zweite Bild, die Natur oder Sein, ist das Hauptstück des Tryptichons. Erinnern wir uns des Ave Maria a trasbordo. Nur größer, gewaltiger; es ist nicht mehr eine Landschaft, es ist der Himmel und die Berge. Im Vordergrund eine Hirtin mit einem Kalb und einer Kuh, weiter ein Hirt mit Kühen, der nach Hause schreitet. Es ist spät. Die Sonne ist am Untergehen, und strahlend durchglüht sie den weiten Himmel, die schönste Verherrlichung des Lichtes, die je gemalt wurde. Im Licht schwebt eine kleine Wolke. Giovanni Segantini sagte mir eines Tages: „Die kleine Wolke der Gedanken der Menschen, die da gehen, schwebt im reinen Licht; ich will, daß man das Abendläuten der Glocken drüben an den Kirchtürmen der kleinen Taldörfer höre, und daß es sich mit dem Lispeln der betenden Frau mische." Hat Beato Angelico oder Franz von Assisi je eine solche Verherrlichung des Glaubens durch die Natur erdacht? Wenn heute die Gläubigen vor solchen Bildern nicht beten können, so ist es, weil seit Michelangelo die Kunst ein Luxusgegenstand geworden ist. Der Künstler spricht nicht mehr für das Volk, er hat die heilige Sprache in der Ausübung seiner Technik verloren; das Volk ist arm an Meisterwerken geblieben und ist in seiner alltäglichen Erniedrigung immer mehr den Bestrebungen der Kunst fern geblieben. Heute sucht man es zu bilden — aber, wer soll es bilden? Die Lehrer verehren nur die Virtuosität. Wir müssen, wenn wir der Kunst die erzieherische Stellung wiedergeben wollen, die sie vor Jahrhunderten hatte, einfach werden, ursprünglich und naiv, nicht von jener Naivität, die heute bewundert wird, und die zu oft in Bauernfängerei ausartet. Es ist eine Schande, daß seit Jahrhunderten die Kunst, die für das Volk sein soll, den Unfähigsten unter den Künstlern überlassen wird.

Ueber dem großen mittleren Bild sollte eine Nachtlandschaft mit einem Dorf im Zwielicht des Mondes und der Straßenbeleuchtung stehen, und zu beiden Seiten der Lunette zwei weibliche Figuren „Edelweiß“ und „Alpenrose“, beide in glühender Mittagssonne; so wäre das Lichtproblem in drei verschiedenen Tagesstunden wunderbar besungen worden, die Natur der Alpen in ihrer Einsamkeit und in ihrer Verweltlichung auf ewig festgestellt, und selbst aus ihren zwei schönsten Blumen hätte Giovanni Segantini eine figürliche Ergänzung seiner trunkenen Naturbegeisterung gezogen.

Wie sind diese Bilder gemalt? Wie das Licht erreicht? Alle wollen wissen, daß das Wie wunderbar ist; aber wenn ihm je eins gleichgültig war, so ist es sicher die Art gewesen, wie er zu seinem Ziel kommen konnte, und wenn etwas nicht ganz so groß wie seine Gedanken ist, so ist es seine Technik, die er notgedrungen hat anwenden müssen, um das zu erreichen, was da oben im Hochgebirge anderswie nicht erreicht werden kann. Die Verehrer jenes Großen bewundern die Geschicklichkeit, mit der er sich aus der schweren technischen Lage herauszog, und übersehen dabei seine wirkliche Größe.

Das dritte Bild ist der Tod, das Vergehen. Es ist früh am Morgen. Viel Schnee bedeckt die Landschaft. Aus einem tief unterm Schnee begrabenen Berghäuschen trägt man eine Bahre. Ein angespanntes Pferd wartet am Wege. Schwarze Frauen mit Kränzen weinen. Dies alles in einer Ecke — sonst über dem ganzen großen Bilde Ruhe, Kälte, Einsamkeit; nur die Berge, fast eine Entsagung, leuchten wunderbar in der Morgensonne. Auf Erden ist man noch im Schatten, aber die Seele der Toten wandert im Licht der frühen Sonne gen Himmel, von zwei mächtigen Engeln getragen. Sterben ist Wiedergeboren werden — diese tröstende Idee geht aus dem Bild hervor, wie wenn die ernsten, ruhigen Berge sprechen könnten. Der Mensch hier unten ist klein und vergänglich, es schützt ihn die große allwissende Natur, was ist für sie das Sterben oder das Geborenwerden eines kleinen Menschen? Aber die große mystische Idee der Ewigkeit der menschlichen Seele macht den Menschen im Herzen des Künstlers größer als die tote Natur; und darum tragen die Engel die heimkehrende Seele gen Himmel. Die Seele ist körperlos, so wie in der christlichen Idee, aber was und wer ist für den Künstler Gott? Jede Religion hat ihren Gott, aber muß denn für den modernen Geist Gott nicht immer und überall eins sein? Das Gebet des Buddhisten ist ebenso heilig wie das des Christen, und das Gebet des freien Menschen, der in die Natur den Sitz des Guten und Bösen, des Gerechten und Ungerechten legt, ist ebenso religiös wie das Gebet eines Franz von Assisi. Zeiten und Länder machen den ganzen Unterschied. Diese wichtige philosophische Errungenschaft beseelt Giovanni Segantinis religiöse Empfindung.

Die neuen Zeiten wollten eine neue, mit der Natur übereinstimmende religiöse Kunstempfindung, und Giovanni Segantini schuf aus den Vergangenheiten, der Gegenwart und der Natur ein Werk, das der erste Samen einer reichen, zum Volke zurückkehrenden Kunst sein könnte, wenn die sich bewundernden Virtuosen beiseite geschoben würden, um neue Nahrung, einfache, gesunde, von der Kunst zu fordern.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Sankt Veit, 10. April. Zu den Anmutigkeiten der deutschen Kritik gehört auch, ein Stück zu loben, den Autor aber so nebenher einen Wiener Journalisten oder Wiener Aestheten oder Wiener Literaten zu nennen. Grillparzer war ein Wiener Literat und Hebbel auch, Warsberg war ein Wiener Aesthet und Speidel war ein Wiener Journalist, man ist also in der besten Gesellschaft. Aber sie könnten mit demselben Rechte schreiben: Der Wiener Hausbesitzer, der Wiener Monist, der Wiener Radfahrer. Dies alles bin ich, es ist wahr. Nur: was hat es mit meinem Stück zu tun? Es ist aber die Art der deutschen Kritik, statt Meinungen auszusprechen, die man widerlegen, oder Urteile, die man anfechten könnte, lieber, zum Scheine lobend, dahinter etwas Schreckliches ahnen zu lassen und dem argwöhnischen Publikum Angst zu machen. Warum? Hauptsächlich doch nur, weil sich der Kritiker rächen will für seinen Aerger. Er will uns ärgern, weil wir ihn ärgern. Wir ärgern ihn? Gott, ich kenne doch das Metier der Referenten, aus Erfahrung. Die meisten sind davon, wenn sie Montag ins Theater müssen, schon am Sonntag und noch am Dienstag krank. Da begreift man manches. Was kann aber schließlich der Autor dafür? Er verlangt es sich ja gar nicht. Uebrigens hat man jetzt in Rom in einem Theater einen Apparat aufgestellt, der Psephograph heißt: jeder im Publikum gibt hier bei Premieren seine Meinung über das Stück ab, und wenn der Vorhang zum letztenmal fällt, zeigt der Apparat das Urteil auf, so viele Stimmen dafür und so viele dagegen. Wenn ich Reinhardt wäre, ich würde nicht zögern, den Apparat anzuschaffen. Und dann adieu, Kritik! Denn glaubt doch nicht, daß irgendeiner nach der Zeitung greift, um zu wissen, was der große X. vom gestrigen Stück meint! Er will wissen, ob es sich verlohnt, hinzugehen. Es verlohnt sich für ihn aber nur, wenn es ein Stück ist, das man gesehen haben muß. Man muß es aber nur gesehen haben, wenn es den Leuten gestern, den Leuten von der ersten, gefallen hat. Das will er wissen, das fragt er die Zeitung. Die Zeitung gibt ein Bulletin über den Zustand des Publikums beim gestrigen Stück aus. Ist das Bulletin witzig oder mit wohltönenden Worten oder gelehrt abgefaßt, um so besser! Wenn es euch Spaß macht, er hat nichts dagegen. Der Spaß bleibt freilich meistens unter euch. Der Leser will nur seine Nachricht. Der Leser fragt: Wie war's gestern? Das soll ihm die Zeitung sagen. Weshalb er ja, was euch bekannt sein dürfte, auch meistens nur die paar ersten Worte, dann aber gleich den Schluß euerer Betrachtungen liest, nur immer eben so viel, als durchaus nötig ist, um zu erfahren, wie's denn eigentlich gestern war, was ihr ihm manchmal freilich sehr erschwert. Wie froh wäre der Leser, einfach die Mitteilung zu finden: Das neue Stück von Z. hatte gestern im Deutschen Theater eine Mehrheit von sechshundert Stimmen! Und dann adieu, Kritik! Ihr könnt sie ja noch schreiben, aber es liest sie niemand mehr. Und, Reinhardt, wenn Sie mit den Verlegern der Zeitungen reden, kaufen Ihnen die noch selbst den Apparat. Die wären ja auch froh. Ich habe einmal einen gefragt: Sie haben mit mir so viel Verdruß, warum halten Sie mich eigentlich, da doch der vom Gerichtssaal es auch machen könnte, und billiger? Er antwortete: „Wissen Sie, was ein Luxuspferd ist? Sie sind ein Luxuspferd. Wenn einer an der Börse verdient hat, muß er es zeigen, weil er dadurch, daß er es zeigt, dann noch mehr verdient. Er schafft sich also russische Jucker an und fährt in den Prater. Eigentlich macht es ihm gar kein Vergnügen, weil er nur Angst hat, daß sie durchgehen.

Aber es gehört dazu. No und so muß eine Zeitung, wenn's ihr gut geht, auch ihre russischen Jucker haben. Es gehört halt dazu. Und es macht einem Vergnügen, weil es die anderen neidisch macht." Der Mann hat recht. Die literarische Kritik beruht auf der Eitelkeit der Verleger.

11. April. Ich las bei Heller den „Bogen des Philoktet" von Levetzow vor. Mir ist an diesem Stück so wunderbar, wie hier gar nirgends geschwindelt wird. Schwindeln nenne ich, wenn die Intention mehr verlangt, als der Autor aus Eigenem zu geben hat, so daß er sich nun in seiner Not von außen her helfen muß. Hier kommt jede Wirkung aus der Sache selbst, und die gestaltende Kraft schießt noch weit über das Bedürfnis der Intention. Es ist der ganz ungewöhnliche Fall, daß ein Dichter mehr kann, als er will, mehr, als er weiß, so daß er, wo sonst andere ermatten und die Zunge hängen lassen, nun erst unaufhaltsam zu rennen beginnt. Auch ist hier endlich einer, der einen neuen Ton hat. Das ganze jetzige deutsche Drama der Jüngeren (nach Hauptmann) spricht Schlegel-Tieck. Aus der Konversation des gebildeten Berlin um 1800, mit einem Anhauch des Goethischen Briefstils, dies nun noch der Shakespeareschen Geistigkeit angepaßt, entstand das Schlegel-Tieck, eigentlich also eine ganz künstliche Sprache, aus Bildung auf Verse gezogen, die neben dem im Volke aufgewachsenen Deutsch der Grimm und Uhland immer schon nach Stubenluft roch, eben dadurch aber, besonders noch für eine geistig aufstrebende und gar, wie nun die Deutschen einmal sind, auf Gelehrsamkeit erpichte deutsche Nation, den besonderen Reiz einer gewissen Distinktion erhielt. Das Schlegel-Tieck wurde sozusagen der Salonrock der deutschen Poesie. Und jetzt, seit wir überall biedermeiern, hat es für uns noch auch den Glanz eines altväterischen Kostüms. Auch scheint mir eine Verwechslung von Stil mit Maskenball vorzuliegen. Nun, ich kann warten. Die Zeit dreht ihr Rad. Ich warte seit Jahren geduldig. Einmal wird wieder eine Jugend sein. Und die macht ihren Mund auf. Das tut mir an Levetzow so wohl. Er macht seinen Mund auf. Ein Wirklicher spricht. Es ist nicht ein Konkurs von Adjektiven. Vielleicht beginnt eine Jugend hier. Vielleicht ist unser alexandrinisches Zeitalter aus.

12. April. Lustig ist: wenn ich einem helfe, sind alle bös, welchen ich einst half. Alle Dichter, welche ich einmal verkündigt habe, empfinden es als einen Verrat, wenn ich einen neuen verkündige. Sie meinen, es sei mit ihnen jetzt ganz genug. Mit ihnen soll die Weltgeschichte jetzt abgeschlossen sein. Es darf niemand mehr herein. Und so wären wir, nach so viel Lärm, dort wieder angelangt, wo wir vor zwanzig Jahren begannen: beim unduldsamen Klüngel ermüdeter, neidischer, verdrossener Bonzen, nur die Namen sind vertauscht. Aber täglich kommen Kinder auf die Welt, das ist das Glück, es kommt Jugend nach. Und wenn es mich manchmal bedrängt, auch schon lasch und feig zu werden, geht plötzlich irgendwo an mir ein kleiner blonder Bub mit trotzigen hellen Augen vorbei, die von Jugend funkeln, und das macht mich stark und ich bin wieder froh.

20. April. Der Kapellmeister sagt von einem Kritiker, es sei seine Art, so zu folgern: Dies gefällt mir, folglich kann es doch nichts wert sein! Wozu nur zu bemerken wäre, daß dies meistens noch die Besten unter ihnen sind. Denn auf diesem Umweg kommen sie doch zuweilen noch zu einem richtigen Urteil, e contrario.

2. Mai. In der Michaeler-Kirche schreit ein Narr: Es gibt keinen Gott! Er wird durchgeprügelt. Ob er jetzt fühlt, daß es einen Gott gibt?

9. Mai. Es gibt eine Sorte von biederen Deutschen, die haben die Gewohnheit, einem, wenn sie lügen, ganz fest ins Auge zu sehen; daran merkt man es.

12. Mai. Unterschied von Wien und Berlin. Wienerisch ist es, daß, wenn einer Talent hat, jeder andere darin eine Gefahr, einen Schaden, eine Beschämung für sich erblickt. Berlinisch, daß, wenn sich ein Talent zeigt, dies alle für eine Gelegenheit halten, mit daran emporzukommen. Egoismus hier und dort. Aber mit dem berlinischen fahren alle besser. Sie haben es freilich auch leichter, weil der Markt nicht so klein ist. In Wien frißt man jeden Bissen Brot einem anderen vor seinem Maul weg.

15. Mai. Nach Prag, um ein paar Vorstellungen im Böhmischen Nationaltheater zu sehen. Sie wollten ja jetzt in Wien gastieren. Man hat ihnen aber Angst gemacht. Nun muß man da die Wiener wirklich in Schutz nehmen. Sie sind keine Chauvinisten. Es fällt keinem Wiener ein, irgendeine Nation zu hassen. Der Wiener hat gar kein nationales Gefühl, was man nun als eine Tugend oder als ein Laster ansehen mag. Auch waren die Böhmen ja schon einmal in Wien, 1892, mit ihrer Oper. Sie hatten einen großen Erfolg, ohne den „deutschen Charakter" der Stadt zu versehren. Ist dieser deutsche Charakter seitdem so hinfällig geworden? Aber einige Herren in Asch schrien jetzt plötzlich. Dies ist ja die sogenannte nationale Frage in Oesterreich, daß immer von Zeit zu Zeit auf einmal einige Herren in Asch schreien. Statt Asch ist es manchmal auch Trautenau, zur Abwechslung. Ganz Oesterreich horcht dann auf und schämt sich. Es schämt sich aber nicht der Schreier. Es schämt sich, daß geschrien wird. Und es gibt den Schreiern nach, nur damit nicht mehr geschrien wird. Das ist die Unsicherheit, in der man hier lebt. Man darf hier alles, solange niemand darüber schreit. Sobald aber jemand darüber schreit, gar in Asch oder Trautenau, darf man es nicht mehr. Fragt man dann, warum man es denn nicht darf, so heißt es: Sie hören doch, wie man schreit! Das ist allerdings sehr einfach. Wie wenn man, damit nichts gestohlen wird, das Eigentum verbieten würde. So hat, als die paar Herren in Asch zu schreien begannen, kein Mensch in Wien gefragt: Haben denn die Böhmen nicht das Recht, nach Wien zu kommen, das doch früher die Haupt- und Residenzstadt des ganzen Reiches hieß? Oder: Haben wir denn überhaupt irgendein Recht, es ihnen zu verbieten? Sondern man hat nur jammernd gefragt: Müssen die Böhmen denn nach Wien kommen, sagen Sie, muß denn das auch sein? Wenn morgen in Asch zwei Herren plötzlich schreien, weil ich in meinem Garten sitze, wird der Herr von Beck zu mir kommen und sagen: Müssen Sie denn im Garten sitzen, im Zimmer ist es doch auch ganz schön, seien Sie doch gescheit, wenn Sie schon hören, wie die Leute schreien, sonst fliegt Ihnen wirklich noch ein Stein an den Kopf, und Sie hätten die Verantwortung! Darin besteht die österreichische Politik. Es gäbe freilich ein Mittel. Wenn die nämlich, die recht haben, auch einmal schreien würden, noch mehr. Das ist ihnen aber noch nicht eingefallen. Denn wer recht hat, scheint sich bei uns zu schämen. — Hier steckt übrigens auch der ganze Fall Wahrmund. Es fragt schon längst kein Mensch mehr, ob er recht oder unrecht hat. Es heißt schon wieder überall, ärgerlich: Muß denn ein Innsbrucker Professor auch solche Bücher schreiben, sagen Sie doch aufrichtig, muß denn das sein? Und nichts muß in Oesterreich sein, als was sein muß, damit Ruhe ist. Und so kommt es, daß ich jetzt nach Prag fahren muß,

um die Maryša der beiden Mrštik zu sehen, die, in Wien aufgeführt, am Ende das Deutschtum in Oesterreich zerstört hätte.

16. Mai. Jaroslav Kvapil, der böhmische Reinhardt, führt mich herum. In der Ausstellung, die noch ganz unfertig ist. In der modernen Galerie. Nachmittags ins Theater zur Maryša. Dann noch zur Ausstellung des Manes. Und abends wieder ins Theater, Dalibor.

In der Galerie das „Marienlied" von Uprka. Da möchte man einfach heulen, so schön ist das. Dann eine Wand mit Orliks. Fein. Ich denke mir, Orlik wird uns noch einmal überraschen. Er kann zu viel; er kann äußerlich mehr, als er innerlich hat, was immer eine Gefahr ist, aber noch nicht ausschließt, daß er einmal nachkommt, nämlich seinem Verstande nach, seinem Fleiße nach, die schnellere Beine haben als sein zögerndes Gefühl, das ich doch im Verborgenen überall spüre, was man mir auch sagen mag. Es gibt so eine Art von sozusagen rabulistischer Technik, die den Menschen im Künstler erst gar nicht zu Wort kommen läßt. Liebermann auch, in seinen Anfängen. Ich bin neugierig. Orlik ist imstande und haut eines Tages seine ganze Technik hin und wird einer. An dieser Wand spürt man, daß er es könnte. Er müßte nur vielleicht für eine Zeit von Berlin weg. Berlin war für ihn sicher sehr gut. Aber ich fürchte, es wird ihn zerbröseln. Er sieht dort auch zu viel. Und er hat doch das, daß er, wenn er einen was machen sieht, es gleich auch machen muß; er hat keine Ruhe, bis er sich beweist, daß er das auch kann. Er müßte weg. Und einmal ein paar Jahre hier irgendwo sitzen, wo die gelben Felder nicken und der sanfte Strom in der Sonne liegt und die hohen Wiesen rauschen. Hier irgendwo einmal ein paar Jahre mit sich allein sein, nur mit sich allein. Er würde eine ganz gute Bekanntschaft machen.

Aber ein Ereignis ist mir Aleš. Wer kennt den Namen bei uns? Mikuláš Aleš, ein alter Mann heute, aber seine ganze Zeit wird wieder jung, wenn man diese Blätter sieht. So zwischen Richter und Schwind. Es fällt mir ein, Ludwig Richter hat einmal gesagt, der Künstler suche darzustellen „in aller Sichtbarkeit der Menschen Lust und Leid und Seligkeit, der Menschen Schwachheit und Torheit, in allem des großen Gottes Güte und Herrlichkeit". Das ist, als ob es eigens auf Aleš gemeint wäre. Die ganze menschliche Komödie, auf Böhmisch. Im alten Wien gab es einen Schlag von eingewanderten Böhmen, die meistens Hofräte, mitunter Amtsdiener waren, zeitlebens aber Musikanten blieben, solche Musikanten, die gar nicht erst ein Instrument brauchen, sie haben Klarinette und Bombardon im Blut. Ueberhaupt ist es mir seltsam, wie urwienerisch eigentlich dieser Mordsböhme wirkt. Nur freilich, in aller beweglichen Freudigkeit, mit einer weichen Wehmut, einer schweren Sehnsucht, einem dunklen Hauch von Waldestiefen. In die Lustigkeit unseres alten Oesterreichs klingt ein Schluchzen, aus der Ferne.

Dieses Schluchzen aus der Ferne hat auch die Maryša. Zunächst das moderne Bauernstück. Anzengruber, der Hauptmann des Fuhrmann Hentschel und der Rose Bernd, auch wohl Technisches von Hejermans. Und sehr tüchtige, saubere Arbeit. Dann aber spürt man, daß es doch noch viel mehr ist. Diese Böhmen haben, was uns in Wien so schwer wird: sie stehen in ihrer Landschaft. Sie malen den Himmel, aber man sieht ihm den guten Böhmen an. Sie singen irgendein Lied, und man hört die Moldau. Und immer das dunkle Schluchzen in der Ferne.

Ebenso Koapil, als Regisseur. Man merkt: Aha, das hat er von Reinhardt, den hat er sich gut angesehen! Dann wieder: Aha, das ist Stanislawski, die Russen kennt er auch! Und eigentlich habe ich hier das Gefühl, Berlin und allem was wir dort künstlerisch suchen, viel näher und viel mehr in der jetzigen deutschen Welt zu sein, als wenn ich in irgendeinem Wiener Theater bin, worüber unsere Teutonen einmal melancholisch nachdenken sollten. Immer aber kommt plötzlich ein Moment, wo das dann nicht mehr Reinhardt und nicht mehr Stanislawski, sondern dieser sehr merkwürdige Koapil ist. Ihre Kraft ist, alles Europäische mit einer ungeheueren Gier an sich anzuziehen, dann aber in sich einzuschmelzen. Das ist allen gemein. Abends, in Dalibor, ebenso: Kovařovic, der Komponist der „Hundsköpfe", der dirigiert, hat es auch. In den ersten Takten gibt es einem einen Ruck: Das ist doch ein Dirigent, der nach Wien oder Berlin gehört, dieser Meister! Dann aber findet man es wunderschön, daß er lieber hier in der alten Stadt sitzt, die heimische Weise hütend.

Prinz Leichtsinn. Von Ellen Hübner-Linck.

Leichtsinn war ein strahlender junger Ritter. Voll der sprühendsten Launen und himmelstürmender Lustigkeit. Alle liebten sie ihn: Prinzessin Frohsinn, Fürstin Schönheit, Mylady Zufall, selbst die spröde Dame Glück lag oft in seinen Armen. Alle bezauberte er mit seinen lachenden blauen Augen. Er gab die glänzendsten, herrlichsten Feste auf seiner Burg. Alles schien ihm zu eigen zu sein. In seinen Träumen spielte er mit Mond und Sternen, und noch im Wachen glaubte er nur die Hände ausstrecken zu müssen, um sie wirklich zu greifen. So lebte Prinz Leichtsinn auf seiner Burg, die er nicht, wie die andern, aus trutzigen Steinen und Wällen, sondern aus klarem, glitzerndem Kristall erbaut, in welchem die Sonne Millionen Diamanten spielen ließ. Oft warnten ihn die Freunde vor den Feinden und Feindinnen, dem hageren Neid, der scheeläugigen Mißgunst und wie sie sonst alle hießen, daß sie leicht seine Burg zerstören könnten. Er aber hatte nur ein sorgloses Lachen als Antwort. Prinz Leichtsinn hatte ein Herz nur voll Liebe und Lachen und glaubte Dies in allen Herzen zu finden.

Einst gab er wieder ein glänzendes Fest für seine Freunde. Alle waren sie erschienen, und die Halle ertönte von frohem Lachen und Scherzen. Ritter Leichtsinn war strahlendster Laune und voll köstlichem Uebermut. Plötzlich begegneten seine Augen einem ernsten, traurigen Blick. Weit unten an der Tafel saß eine große, erhabene Gestalt, ganz in ernstes, strenges Grau gekleidet. Sie nahm nicht Teil an dem Lachen und Scherzen der andern, sondern saß schweigend und sah mit herbem, vorwurfsvollem Blick zu Ritter Leichtsinn hinüber. Er wunderte sich, wer diese stille Frau sein mochte, die er noch nie vorher in seinem frohen Kreise gesehen. Er erhob sein Glas zu ihr hin und sprach: „Bist du mir eine Freundin, so sei gegrüßt und sei glücklich gleich uns." Sie lächelte ihm zu und dankte. Er wollte sich zu einer andern kehren mit einem fröhlichen Scherz, aber seine Lustigkeit versagte. Er empfand wieder den festen, ernsten Blick der seltsamen Frau, der ihn verfolgte und Unbehagen in ihm weckte. Denn er wollte nur lächelnde Gesichter um sich sehen. Nach der Tafel näherte er sich der stillen Frau und frug: „Wer bist du, seltsames Wesen?" Sie sprach: „Ich bin die Vernunft; ich bin zu dir gekommen, trotzdem ich für dich und deine Freunde eine Fremde bin, um dich zu warnen. Eines Tages werden all deine Freunde dich verlassen, wird dein Schloß in

tausend Splitter gehen, und du selber wirst einsam und verachtet sein. Laß all diesen Glanz und die Pracht; lebe mit mir, versuche mich zu lieben, und du wirst für immer glücklich und zufrieden sein." Und sie wies mit der Hand hinunter in das Tal. Dort ging eine gerade Straße; aber keine Sonne lag auf ihr, noch spielten Blumen an ihrem Rand. „Siehe," sagte sie, „dies ist der Weg zu meinem Reich." Ritter Leichtsinn sah hinab auf die kalte Straße und dann auf das Weib, dessen Gesicht das Spiel des Lächelns nicht zu kennen schien. Und er sah zurück in sein glitzerndes, schillerndes Schloß, in seine Gärten voll blühender Blumen, silberner Quellen, und er sah die hellen Frauen, deren Augen und Lippen Seligkeiten schenkten. Warum sollte er sie verlassen? Dies Weib vor ihm: würde Das ihm das süße, heimliche Klingen im Herzen, die weiche, träumende Sehnsucht, das jubelnde, jauchzende Glück geben können? In ihren Augen stand kein warmes Gefühl: sie waren klar und kalt wie der Mondschein über herbstlicher Natur. Noch zögerte er, da erklangen berauschende, verlockende Weisen. Sie fingen ihn ein, lockend und weich, und Frau Vernunft sah, daß sie verloren hatte. Sie gab ihm noch einen langen, traurigen Blick, dann verließ sie langsam das Schloß.

Ritter Leichtsinn hatte bald die ernsten Augen der stillen Frau und ihre Warnung vergessen. Er hatte den Befehl gegeben, sie nicht mehr auf das Schloß zu lassen. Vergnügen jagte wieder Vergnügen, sein Reich ward, wie ehedem, wieder ein Garten voll leuchtender, lachender Menschen. Doch durch allen Jubel klang leise ein falscher Ton. Die Lustigkeit und das Lachen von Prinz Leichtsinn hatte nicht mehr den reinen, silbernen Klang. Es kamen Augenblicke, in denen die rosenroten Wolken, die sein Leben einhüllten, sich plötzlich lichteten, auch er sah in graue, kalte Fernen. Der Zauber, der ihm das Leben golden und leuchtend gemalt, fiel leise ab. Inmitten berauschender Lust und froher Schönheit fühlte er, daß seine Augen unbarmherzig scharf geworden, fühlte wieder den Blick der ernsten, stillen Frau; und er verstand ihre Warnung.

Prinz Leichtsinn gab ein Blumenfest. Die herrlichsten, seltensten Blumen waren in großer Menge herbeigebracht. Das ganze Schloß war verwandelt in einen blühenden Garten mit betäubendem Duft. Ritter Leichtsinn hatte diesmal eine ganz besondere Laune, und keiner seiner Freunde konnte sie sich erklären. Er hatte den ganzen tiefen Graben, der sein Schloß umgab, voll roter Rosen füllen lassen. Frug man ihn um den Grund dieser Laune, so lächelte er nur. Hell und weiß lag das Schloß auf der Höhe, und der Graben voll roter Rosen in der Tiefe glich einem Ring von Blut, der sich um das Schloß gezogen. Das Fest verlief glänzend. Die Lustigkeit und der Uebermut stiegen ins Unendliche. Ritter Leichtsinn war voll berückendster Liebenswürdigkeit. Niemals hatte man ihn so bezaubernd, so jubelnd glücklich gesehen. Er schien auf dem Höhepunkt seines Glücks. Stürzte sich in den Strudel von Musik, Tanz und Liebe und ließ noch einmal den Becher überschäumen. Und Alle jauchzten ihm zu.

Da der Tag erwachte, das Fest sein Ende fand und die Freunde ihn verließen, ließ er sich seinen Lieblingsschimmel satteln und die silbernen Zäume mit roten Rosen schmücken. Und als das Morgenrot die weißen Wolken säumte, schwang er sich in den Sattel. Den Blick dem neuen Morgen zugewandt, im Herzen noch goldene Träume und ein Lächeln auf den Lippen, tat er den Todessprung in das Grab voll roter Rosen.

So war Prinz Leichtsinn aus den Armen des Glücks in die sicheren Arme des Todes gegangen, ehe sein Purpurmantel in den Staub gezerrt wurde.

Vom Wirken des Künstlers.

Ein Gespräch bei Königsberger Klops von Erich Mühsam.

Nichts bietet eine solidere Grundlage für streitbare Unterhaltungen als ein gut bereitetes Mittagessen. Die heterogensten Gedankengänge wachsen aus einem gemeinsamen Boden heraus, und die gleichzeitige Betätigung gern bewegter Muskeln balanziert wohlwollend die seelischen Emotionen der Streitenden.

Die Diskussion, die die folgenden Betrachtungen erweckte, fand bei Königsberger Klops statt. Schon bei der Suppe hatte mein Bruder, der ein wissenschaftlich ernst fundierter Arzt ist, ironisch bemerkt, daß ich in meiner übeln Gewohnheit zu dichten doch eigentlich eine recht verfehlte Lebenstendenz verfolge. Meine Schwägerin ist eine zu vortreffliche Wirtin, als daß nicht mein Vergnügen an den knusprigen Semmelbröckchen, die in der Suppe schwammen, den Verdruß über die lieblose Aeußerung meines Bruders bei weitem überwogen hätte. So erklärte ich einfach, während ich mir die Reste der sämigen Brühe vom Schnurrbart wischte (Suppe essen ist für einen bärtigen Mann stets eine Tragödie), daß ich außer der geringen finanziellen Ausbeute nichts wüßte, was mich diese Gewohnheit als eine üble erkennen ließe, zumal ich Grund zu der Annahme hätte — hierbei schlug ich mir mit der Serviette vor die Brust —, daß meine Produktion für die deutsche Literatur von beträchtlichem Wert sei.

Die Klöpse wurden aufgetragen. Diesem Umstande allein hat es mein Bruder zu danken, daß ich die höhnische Physiognomie, die er bei meinen stolzen Worten aufsetzte, nicht mit dem Vortrag eines meiner neuesten Gedichte beantwortete. Aber seine Miene nahm einen heitern und friedlichen Ausdruck an, als er sich drei dicke Klöpse auf den Teller geladen hatte, und sie nun in der köstlichsten Kapernsauce baden ließ. Auch mir floß mit der Kapernsauce eine versöhnliche Stimmung über das Gemüt, und es gelang mir, ein freundliches Lächeln zu bewahren, als mein Bruder halb feierlich, wegen der Mission, die er mit seiner Rede erfüllte, halb schmunzelnd, wegen des bräunlichen Dufts, den die Königsberger Klöpse ausströmten, folgendes sagte:

„Lieber Erich! Deine Gedichte in allen Ehren. Davon verstehe ich nichts. Aber ich bin überzeugt, daß Goethe gegen dich ein eitler Stümper war." (Ich schüttelte bescheiden den Kopf.) „Aber sag mir doch bloß einmal: was hat eure ganze Dichterei überhaupt für einen Wert? Wem nützt ihr damit? Wo helft ihr mit euern schönsten Versen der Menschheit einen kleinsten Schritt weiter? Ihr Künstler seid doch wahrhaftig die zwecklosesten Leute, die auf der weiten Welt herumlaufen!"

Ich hätte es jetzt, wenn ich ein gewandter Feuilletonist wäre, so furchtbar leicht, meinen Bruder abzuschlachten. Ich brauchte nur aus unserer Unterhaltung einen literarischen Dialog zu machen. In so einem Dialog redet der, der ihn nachher der Welt übermittelt, immer äußerst geistreiche Gedanken. Er fertigt den andern so schlagend ab, daß der sogleich seine Weltanschauung revidiert oder doch wenigstens sich in tiefen, beinah' reumütigen Gedanken eine Zigarre anzündet. In der Wirklichkeit gibt es aber gar keine literarischen Dialoge, wo Tugend und Recht siegt. Im Gegenteil: da behält immer am Ende der recht, der unrecht hat, und der, der recht hat, kommt sich wie ein zerknirschtes Rindvieh vor. Das liegt daran, daß eine unrichtige Ansicht immer System hat, eine richtige nie. Was richtig ist weiß man, und was man nicht weiß, begründet man. In diesem Falle hatte mein Bruder die Gründe, und daher bildet er sich noch heute ein, daß er recht hat.

Ich war aber überhaupt im Nachteil gegen ihn. Denn erstens ist er mit meiner Schwägerin verheiratet; daher konnte er sein Interesse zwischen dem Wirken des Künstlers und dem Königsberger Klops, der für ihn nichts neues war, viel leichter teilen als ich, dessen Hingabe aufs heftigste von der Kapernsauce in An-

spruch genommen war. Außerdem schmeichelte mir bis zur Kritiklosigkeit die raffinierte Formulierung seiner Betrachtung; denn mit dem „ihr" konnte er doch immer nur mich und Goethe meinen; und schließlich hatte er sich doch schon so lange mit dem Aerger gegen die Künstler zugunsten seiner Wissenschaftlichkeit getragen, daß er längst ein System konstruiert hatte, das nun auf mich herab explodierte.

Nein, — nein! Kein literarischer Dialog soll mir zum Siege verhelfen. Ich will wahrhaft und getreulich berichten, wie ich und Goethe und alle Dichtung und alle Kunst bei Königsberger Klops zerschmettert und widerlegt wurde.

Meine Gabel zerquetschte gerade den fünften Fleischkloß, als ich mich zu der entrüsteten Erwiderung aufraffte:

„Na hör' mal, der Zweck einer Sache kann doch in ihr selbst liegen. So ist es bei der Poesie und bei jeder Kunst. Damit soll der Menschheit nicht genützt werden? — Ach, du lieber Himmel! Wo wäre die Menschheit, wenn es keine Künstler gäbe!"

Mein Bruder zerspießte eine Kartoffel, daß der Teller klirrte.

„So?" rief er. „Meinst du, ohne Shakespeare und Goethe und dich und Beethoven und Böcklin und wie ihr alle heißt" — (ich war schon wieder halb ausgesöhnt) — „meinst du, ohne euch hätten wir kein Telefon und keine Zigarren, und führen nicht im Automobil und im lenkbaren Luftballon?"

„Wann wärst du denn im Lenkballon gefahren?" — Ich war schon zufrieden, in meiner ausweichenden Antwort wenigstens eine brauchbare Uebersetzung für „le dirigeable" gefunden zu haben. Aber mein Bruder hatte offenbar keinen Sinn für die Sprachbereicherung. Er schimpfte:

„Ei was! — Das ist doch kein Einwand! Die Wissenschaft schreitet mit riesigen Sätzen vorwärts. Täglich werden neue Verfahren entdeckt, um Krankheiten aus der Welt zu schaffen. Das nenne ich Wirken! Das heißt der Menschheit dienen und nützen! — aber was wißt ihr davon? — Kennst du den Namen Wassermann?" — rief er plötzlich, wobei er triumphierend eine Kaper von der Gabel sog.

Endlich! dachte ich. Läßt er erst mal Einen gelten, dann komme ich ihm überhaupt bei. Leider habe ich aber von Jakob Wassermann nicht alles gelesen, und mußte befürchten, in meiner eigenen Arena geworfen zu werden. Schüchtern stammelte ich daher etwas von Renate Fuchs und einem nie geküßten Mund. Die Juden von Zorndorf wollte ich erst bei Gelegenheit lesen.

Mein Bruder legte die Gabel aus der Hand. Es war das erstemal während des Essens, so daß ich Schreckliches kommen sah. Dann meinte er gedehnt:

„Wie? — Was? — Nie geküßte Juden? — Renate von Zorndorf? — Bist du rappelig? — Ach, du redest wohl von einem Dichter? —" Ich nickte. „Mensch! Ich spreche vom Geheimrat Professor Doktor Wassermann, einem unserer berühmtesten Therapeutiker, der zuerst die Serumtherapie bei Lues angewandt hat. Von dem hast du nie etwas gehört?"

„Nein", sagte ich melancholisch, während ich mir einen Löffel Kapernsauce über den siebenten Klops träufelte.

„Da sieht man's", donnerte er. „Während die physiologische Wissenschaft die ungeheuersten Umwälzungen in allen sozialen, hygienischen und humanitären Verhältnissen herbeiführt, lauft ihr" (er meinte offenbar wieder Goethe, Shakespeare, Beethoven, Böcklin und mich) „lauft ihr an einen dreckigen Bach und laßt euch vom Mond zu euern kolossalen Schöpfungen inspirieren. Und habt ihr nachher glücklich sechs Leute gefunden, die sich das Zeug mit himmelnden Augen anhören, meint ihr, ihr wäret wer weiß was für Nummern! Redet von Kultur! Beweihräuchert euch gegenseitig, ich weiß nicht wie! — Sieh dir doch die Zeitungen an: über jeden obskuren Maler oder Dichter oder Musiker oder Schauspieler, der 60 Jahre alt wird oder stirbt oder seit 25 Jahren die Welt mit seinem Genie beglückt, spaltenlange Lobarien; aber von Professor Wassermann hat kein Mensch eine Ahnung!"

Wir waren inzwischen beide dabei angelangt, daß wir die Kapernsauce mit einem Stückchen Brot austunkten, und ich beschloß nun, zum Angriff überzugehen.

„Na!“ sagte ich also. Damit fange ich immer an, wenn ich etwas Gewichtiges zu sagen gedenke: „Hast du denn, wenn du zum Beispiel ins Theater gehst und den Othello siehst, oder du hörst in der Philharmonie die Neunte Symphonie von Beethoven, oder du stehst im Kaiser-Friedrich-Museum vor „Jakobs Kampf mit dem Engel“ von Rembrandt, oder du liest Goethes „Fülleſt wieder Busch und Tal“ —, hast du dann nie eine innere Erhebung, fühlst du dich dann nie größer und freier und beglückt — —“

„Hör' bloß auf“, unterbrach mich mein Bruder. „Du siehst, ich esse Königsberger Klops“ (er fing aber schon mit dem Kompott an), „da kannst du nicht von mir verlangen, daß ich elegische Deklamationen anhören soll. Aber, damit du weißt, wie ich über die Kunst denke, will ich dir doch ein Zugeständnis machen. Ich sehe mir zwar im Theater nicht den „Othello“ an, sondern höchstens mal im Herrnfeld-Theater „die Clabriaspartie“. Aber das gebe ich dir ohne weiteres zu, daß mich die Kunst immerhin mal amüsieren kann.“

„Aber die ernsthafte Kunst!“ rief ich.

„Natürlich. Warum nicht auch die ernsthafte Kunst? — Aber mehr als Amüsement kann ich der auch nicht abgewinnen. Und das ist ja auch gewiß etwas Gutes.“

Ich schob den letzten Löffel Preißelbeeren in den Mund und sagte:

„Aber amüsieren kannst du dich doch auch ohne Kunst.“

„Allerdings“, gab mein Bruder zu. „Es macht mir auch gar keinen Unterschied, ob ich „die Clabriaspartie“ vorgespielt kriege oder die Neunte Symphonie, oder ob ich vom Fenster aus zusehe, wie sich draußen zwei Hunde beißen. Das Vergnügen dabei ist nur graduell unterschieden. Es werden allenfalls verschiedene Muskeln davon tangiert.“

„Du bist ein Barbar!“ stöhnte ich.

„Möglich“, meinte er gemütsruhig. „Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, daß die bei Lues angewandte Serumtherapeutik ein kulturell unendlich wertvolleres Ereignis ist, als alle Werke deiner berühmtesten Künstler zusammengenommen.“

Ich fühlte: dagegen war nicht aufzukommen. Ich kippte daher nur noch schnell den Kaffee herunter, ließ mir von meinem Bruder eine Zigarre auf den Weg mitgeben, reichte meiner Schwägerin trübselig die Hand und schlug mich davon.

Unterwegs hielt ich Selbstgespräche, in denen ich energisch meinen Bruder apostrophierte. Wir wirken aber doch! erklärte ich ihm bei mir. Na ja — auf dich wirken wir nicht. Aber liegt das an uns? (Es war mir schon ganz geläufig geworden, mich mit Goethe und den übrigen als „wir“ zu fühlen). Ich behaupte, die Welt wäre öde, stumpfsinnig, roh, perfid — nein, noch öder, stumpfsinniger, roher und perfider als sie jetzt schon ist, gäbe es keine Kunst und keine Künstler. Hunderttausenden, Hundertmillionen geben wir Trost und Erhebung und Heilung und Hoffnung. Ist das gar nichts? Hä? — Und wenn du dabei nichts für dich herausholst, dann geht uns das so wenig an wie die Serumtherapie bei Lues. Schließlich ist ja auch noch nicht jeder Mensch luetisch.

Ich war froh, meinen Bruder dergestalt doch noch widerlegt zu haben. Dann wandte sich meine Betrachtung in innigem Behagen der Erinnerung an die Königsberger Klöpse zu, und meine Seele schwamm in Kapernsauce. Ausgesöhnt mit der Welt und zufrieden mit mir ging ich ins Caféhaus und dichtete meine Ballade „Meta und der Finkenschafter“.

Glosse.

Laßt euch, o Diplomaten,
recht angelegen sein,
und eure Potentaten
beratet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
beschäftige die Welt,
bis endlich jede Wendung
sich selbst ins Gleiche stellt.
(Goethe.)

Welch ein Zusammentreffen!
Begeistert sei's gebucht:
der Onkel hat den Neffen
schon wieder mal besucht.
Man küßte sich die Wangen
so herzlich wie noch nie.
Dann ist man fortgegangen
in heißer Sympathie:
Verwandtschaftsküsse, Braten,
Tischreden, Orden, Wein —
laßt euch, o Diplomaten
recht angelegen sein.

Was haben sie gesprochen
bei der Zusammenkunft?
Begierig hat gerochen
die Journalistenzunft.
Verknüpfen neue Bänder
liebreicher Zärtlichkeit
die beiden Vaterländer? —
Die Hymnen sind bereit.
Horcht, ob ihr's könnt erraten,
ihr Kutscher und Lakai'n,
und eure Potentaten
beratet rein und fein.

Der König — saht ihr's alle? —
erschien in Uniform.
Das ist in jedem Falle
schon ein Erfolg enorm!
Verkünd' es jedes Kabel!
Denn dieser Zug beweist
den Unverstand der Fabel,
Deutschland sei eingekreist.
Die freche Friedensschändung
ward wieder mal zerschellt:
Geheimer Chiffern Sendung
beschäftige die Welt!

Jedoch was hört man flüstern?
Ein Kammerdiener sprach,
und mit geblähten Nüstern
sprichts jeder Holzbock nach:
Den Onkel samt der Gattin
— o Wankelmut, fahr hin! —
der deutsche Freisinn hat ihn
als Gast bald in Berlin! . . .
So geht's mit der Verblendung:
Die Nörgelmeute bellt,
bis endlich jede Wendung
sich selbst ins Gleiche stellt.

J. Diot.

Mensch unter Menschen.

Lethe.

Dieses ganze Gewebe von Lügen, Irrtümern, Mißverständnissen, das die Unterlage für den Inhalt unseres Lebens bildet, verwandelt ja das Leben selbst in etwas Unwirkliches, Traumhaftes und müßte aufgelöst werden, wenn wir in das andere Leben übergehen.

Ich las dieser Tage von einem Mann, der im Sterben lag. Statt das Leben an sich vorbeiziehen zu sehen, wie es gewöhnlich ist, löste sich seine ganze Vergangenheit in einen Nebel auf: die Erinnerung erlosch, alle Bitterkeit und aller Kummer verschwanden; dagegen nahmen alle seine getäuschten Hoffnungen Wirklichkeit an.

Er fühlte sich von seiner Frau geliebt, die kalt gegen ihn gewesen war; er dankte ihr für alle Zärtlichkeit, die sie ihm nie erwiesen. Die Kinder, die ihn schimpflich verlassen hatten, sah er jetzt in Glanztagen wieder. Die „Schrittchen" auf dem Fußboden, die so charakteristisch für ein glückliches Heim sind, hörte er jetzt mit einem sonnigen Lächeln. Der schwarze Herbsttag draußen wurde zum Frühling; kleine Mädchen reichten ihm Rosen zum Küssen, weil dadurch ihr Wert höher werde. Schließlich sah er sich und die Familie in einer Laube, in der sie aus sächsischen Tassen Kaffee trinken und gelbe Safranbrötchen eintauchen wollten . . .

Da schlief er ein. Es war ein schöner Tod und wünschenswert; es war das Paradies. Aus dem Lethe der Alten trank man ja Vergessen

des erlittenen Wehs, ehe man die elysischen Gefilde betrat.

Wenn es so wäre! Im Gedächtnis alle Unsauberkeit mitschleppen, kann ja nicht vorteilhaft sein für ein neues Leben in Reinheit. Es gibt Krankheiten, in denen man die Erinnerung verliert! Möge der Tod eine solche Krankheit sein!

Egozentrischer Mensch.

Jeder Mensch hat sein Himmelsgewölbe, das führt er mit, wohin er geht; darin ist er der Mittelpunkt. Ebenso hat er seinen Horizont, seinen Regenbogen. Aber sowohl Gewölbe wie Horizont wie Regenbogen sind persönliche Wahrnehmungen oder Täuschungen. So ist es auch mit der Selbstsucht, die zum Grundsatz geworden ist. Wer auf dem Meere nach dem Horizont segeln will und ihn nie erreicht, sondern immer einen neuen findet, gleicht dem Selbstsüchtigen, der auch scheinbarer Mittelpunkt ist, aber nie seine Grenze erreicht, die auch scheinbar ist.

Erreichte er bloß einen Punkt auf dem Radius oder der Peripherie, dann könnte er die Erde heben, wie Archimedes wollte. Dann muß er aber aus seinem egoistischen Mittelpunkt heraus und das einzig Wirkliche suchen, das unsichtbar, unirdisch ist. Er muß die Täuschungen und seinen falschen Horizont zu Hause lassen, sich aus dem Kreis herausfinden und die Tangente werden, die sich ins Unendliche erstreckt. Das Unendliche bezeichnet man bekanntlich mit der krummen Linie ∞ oder Cassinis Kurve. Die hat keinen Mittelpunkt, aber die hat Brennpunkte, die fest sind. Zieht man seine Linien durch diese auf besondere Art, so findet man etwas Beständiges und Unveränderliches. Das kann man gebrauchen in dieser Welt von Täuschung und Unbeständigkeit.

August Strindberg.

Die Hausse.

Jubelstimmung herrscht an den Börsen; nicht bloß in Berlin, sondern mehr noch in New York, aber auch in London und Paris. Hat alles Ungemach nun ein Ende? Ist die Börsenkrisis, die seit dem Herbst 1905 manche Existenz vernichtet, manche wenigstens an den Rand des Abgrunds gebracht hat, nun vorüber? Oder bildet die Steigerung der Kurse nur die Folge rücksichtsloser Spekulantenmache, ist sie ein Intermezzo, dem um so stärkerer Rückschlag folgen muß? Deutet sie auf nahenden Umschwung der Weltkonjunktur, auf neues Keimen nach der langen Periode der Erstarrung? Eine Fülle von Fragen, auf die sichere Antwort kaum zu finden ist. Die Gesetze wirtschaftlicher Entwicklung sind im einzelnen schwer zu entschleiern; wir kennen sie nur in ihren Grundzügen, aber wir wissen nichts Näheres über den Zeitpunkt, an dem sie in Wirksamkeit treten. Wir kennen weder die Größe der Produktion (mit Ausnahme der Kohlen- und Roheisengewinnung) noch den Umfang der auf Lager genommenen und nicht verkauften Waren; die Höhe des Warenabsatzes hängt zum größten Teile nicht von der Höhe des tatsächlichen Bedarfes, sondern von der spekulativen Nachfrage des Handels ab. Die Internationalität der Industrie und des Handels erschwert den Ueberblick. Da sollten wir in der Lage sein, zu entscheiden, ob die Zeit bald wieder gekommen ist, wo neuer Bedarf sich einstellt, neuer Mut geschöpft werden kann? Wir sind auf den Glauben angewiesen, der sich auf allgemeine Beobachtungen und auf Gefühlsmomente stützen muß. Schon seit Monaten zeigen die Kurse der maßgebenden Börsenwerte keinen wesentlichen Rückschlag; doch auch die Steigerungsperioden pflegen nicht lange anzuhalten, sondern die Kurse sinken bald wieder auf ihr früheres Niveau. Solche Stagnation beweist jedenfalls, daß die Furcht der Effektenbesitzer vor noch größeren Rückgang nachgelassen hat; der Kapitalist, der sich bis jetzt nicht dazu verstanden hat, den Besitz an Industriepapieren mit schweren Opfern abzustoßen, wird sich bis zum nächsten Aufschwung kaum noch dazu bewegen lassen. Und der Geldmarkt ist flüssig; die Banken haben den Zinssatz für Depositenguthaben bis auf $1^1/_2$ % herabgesetzt; das drängt zu neuen Kapitalanlagen. So bahnt sich eine leichte Besserung der Börsenkurse langsam den Weg; fraglich ist nur, wann sie auch in der Industrie ihren Widerhall findet. Aus Amerikas Eisenindustrie werden Stimmungsberichte versandt, die von einer Zunahme der Nachfrage sprechen; in Oberschlesien hat man die Preise für Stab- und Bandeisen um je $2^1/_2$ Mark pro Tonne erhöht. Mir scheint, daß gegenüber diesen industriellen Nachrichten Vorsicht am Platze ist. So rasch kann die Krisis kaum vorübergehen; die Unsicherheit vor den amerikanischen Wahlen muß die Händler

von größeren Käufen abhalten. Sie werden, bevor die Entscheidung nicht gefallen ist, kaum dazu übergehen wollen, ihre Läger zu füllen. Mag Tafts Wahlsieg ihnen auch noch so gewiß erscheinen, mögen sie selbst an Bryans Trustgegnerschaft, wenn er den Präsidentensessel besteigen sollte, nicht glauben. Und in Deutschlands Industrie kann völlige Besserung erst eintreten, wenn Amerika uns vorangegangen ist. Der Baumarkt, der zuerst von allen Industriezweigen vom Rückschlag betroffen wurde, liegt noch immer danieder; man sollte erwarten, daß er auch in erster Reihe die Symptome der Erholung zeigen müsse. Vielleicht bringt das nächste Frühjahr eine Belebung; bis dahin ist kaum viel zu erwarten. Dennoch können die Börsenkurse schon jetzt dem neuen Aufstieg der Industrie vorauseilen, wie sie den Abstieg fast anderthalb Jahre zuvor angekündet haben.

Man kann an einen langsamen Besserungsprozeß glauben, ohne doch eine so kräftige Steigerung der Kurse, wie wir sie in den letzten Wochen erlebt haben, als berechtigt anzuerkennen. Die Banken haben mit allen nur anwendbaren Mitteln die zunehmende Kaufkraft der deutschen Kapitalisten dazu benutzt, sich von der schweren Bürde ihrer Konsortialbestände zu entlasten. Sie vermochten, dank der Hilfe einiger Bankiers, denen sicherer Gewinn in Aussicht gestellt wurde, ihren Zweck zu erreichen. Ein großer Teil der Baissepositionen ist gedeckt worden, beträchtliche Summen von Industrieeffekten sind aus kapitalkräftigen Händen in den Besitz schwacher Spekulanten übergegangen. Wenn das geringste passiert, müssen solche Uebertreibungen sich rächen. London signalisiert trotz allgemeiner Flüssigkeit augenblicklich stärkeren Geldbedarf; ist auch in Berlin von einer Erhöhung der Zinssätze noch nichts zu spüren, so kann doch der Herbstbedarf nicht ausbleiben. Die gute Ernte trägt viel dazu bei, die Folgen des industriellen Rückschlages abzuschwächen. Aber sie wird den Geldmarkt beeinflussen, und wenn auch die Zinssätze sicherlich nicht bis zur Höhe derjenigen im Vorjahre geschraubt werden, so wird es doch ohne eine Anspannung zum Herbsttermin nicht abgehen. Mögen wir auch den Tiefstand des Kursniveaus seit dem Ende der letzten Hochkonjunktur nicht wieder erreichen, so ist doch vor allzu überschwänglicher Begeisterung zu warnen.

Bezeichnend für die Stimmungsmache, die bei der jetzigen Aufwärtsbewegung eine wesentliche Rolle spielt, ist die Kurssteigerung der Bankaktien. Mit dem Hinweis, daß einige Großbanken im ersten Semester dieses Jahres höhere Gewinne erzielt hätten, als zu derselben Zeit des Vorjahres, setzte man die Kurse sämtlicher Bankaktien in die Höhe. Aber kein einziges Institut hielt es für notwendig, eine Semestralbilanz zu veröffentlichen, und darum war es um so leichter, die Phantasie der Spekulanten zu erregen. In der Bankenquête (über deren Verhandlungen immer noch kein Bericht veröffentlicht worden ist) ward der Vorschlag gemacht, auf gesetzgeberischem Wege die Banken zu zwingen, häufiger als nach dem Ablauf des Geschäftsjahres (vielleicht halb- oder vierteljährlich), ihre Bilanzen zu veröffentlichen. Wie notwendig die Beachtung des Vorschlages ist, hat sich in den letzten Wochen von neuem gezeigt. Die Mitglieder des Aufsichtsrates treten zu einer Sitzung zusammen; ihnen wird von den Direktoren der fertige Semestralabschluß vorgelegt, sie tuscheln einigen Journalisten geheimnisvoll ins Ohr, daß die Gewinne gestiegen seien, aber sie halten es nicht für notwendig, ziffernmäßige Angaben zu machen. So ist es nicht möglich zu unterscheiden, welche Institute mit höherem, welche vielleicht mit geringerem Nutzen gearbeitet haben. Gibt es einen plausiblen Grund, der es rechtfertigen könnte, Geheimniskrämerei mit Ziffern zu üben, die dem aufsichtführenden Organ zur Kenntnis gebracht sind? Doch ich habe wenig Hoffnung, daß endlich eine vernünftige Aktiengesetzgebung geschaffen wird, die eine Ausbeutung wichtiger Geschäftsvorgänge durch eingeweihte Spekulanten verhindert. Höchstens wenn ein fiskalisches Interesse vorläge, würde die Regierung den Mut besitzen, gegen die allzu Mächtigen Gesetze zu erlassen.

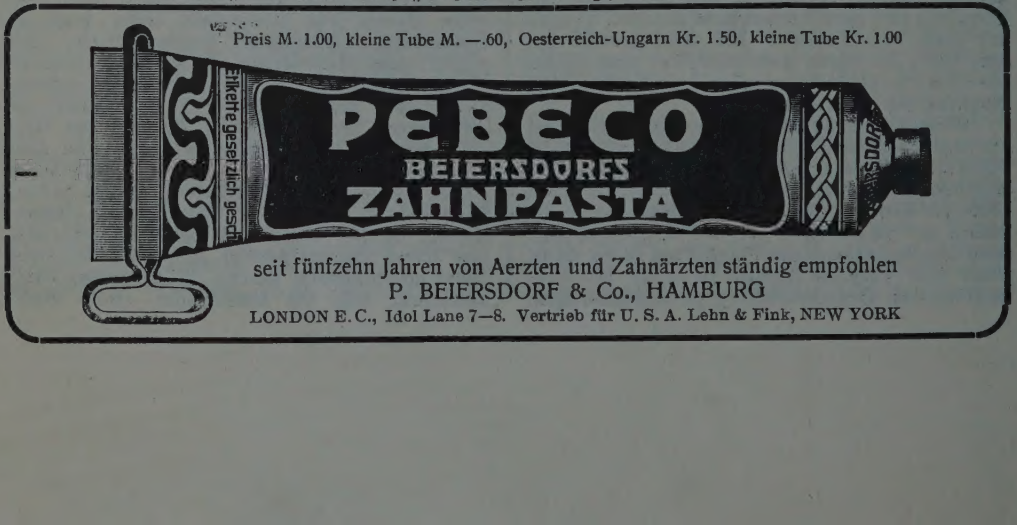
Vielleicht kommt bei der Bankenquête überhaupt nichts anderes heraus, als eine höhere Besteuerung der bankmäßigen Gewinne. Es ist in dieser Beziehung so viel gemunkelt worden, daß hinter den Gerüchten sicherlich ein Körnchen Wahrheit verborgen ruht. Die Deutsche Reichskorrespondenz hat sogar die Nachricht verbreitet, im Reichsschatzamt werde das Projekt einer Stempelsteuer erwogen, die auf Beträge erhoben werden soll, die bei einer Bank zur Abhebung gelangen. Es ist voreilig, heute schon zu einem Projekt Stellung zu nehmen, das höchstens in seinen Umrissen vorliegt und in der Form, wie es dargestellt wurde, sicherlich stark übertrieben ist. Dennoch läßt sich schon sagen, daß eine solche Steuer das Unsinnigste wäre, was an Steuerplänen ausgeheckt werden kann. Es gehört eine beispiellose Unkenntnis unseres Bankwesens dazu, ein solches Gesetz zu fordern, und es fällt schwer, darüber noch ernsthaft zu diskutieren. Der riesenhafte Umfang der Umsätze, die von den Banken erzielt werden und von Jahr zu Jahr eine beträchtliche Erhöhung zeigen, soll zu ihrer Besteuerung gereizt haben. Man rechnet damit, daß diese Umsätze augenblicklich ca. 400 Milliarden pro Jahr betragen, was einem Stempelgewinn von 800 Millionen Mark gleichkommen würde. Aber hierbei wird übersehen, daß die Umsatzziffer einer Bank

etwas ganz anderes bedeutet, als diejenige eines Warenbetriebes. Ein Kaufmann, der einen Umsatz von einer Million Mark erzielt hat, hat Waren in diesem Umfange zur Versendung gebracht und wird, von Ausnahmefällen abgesehen, hierauf entsprechenden Gewinn erzielt haben. Bei den Banken erscheinen auf den Konten enorme Umsatzziffern, die häufig nicht einen Pfennig Gewinn abwerfen. Wenn A dem B einen Betrag von 1000 Mk. überweist, so berechnet die Bank (wenn er ihr Kunde ist) keine Provision, aber dennoch erscheint der Betrag in ihrer Umsatzziffer. Nach dem Vorschlag soll der Stempel von jeder Abhebung baren Geldes erhoben werden; die Berechnung der Steuereinnahmen würde also nicht zutreffen. Denn der größte Teil der Bankumsätze basiert gar nicht auf Barzahlungen, sondern auf dem Ueberweisungsverkehr. Die Idee kann (in dieser Form) nur von einem Manne ausgehen, der die einfachsten Regeln der Buchführung nicht kennt. Darum glaube ich auch, daß der Journalist, der die Nachricht erzählt hat, weil er von den Dingen nichts versteht, etwas Falsches verstanden hat. Hat man aber auch nur ähnliche Pläne, so soll man sich hüten, dabei die deutsche Währung zu vernichten. Gerade die größten Barzahlungen im Bankverkehr erfolgen auf Grund von Arbitragegeschäften in ausländischen Schecks und Wechseln. Bei diesen Geschäften wird sehr häufig kaum mehr als $^1/_8$ bis $^1/_4$ pro Mille verdient; da soll nun ein Stempel von $^2/_{10}$ % entrichtet werden? Selbst bei geringerer Steuer wäre der Zahlungsausgleich unmöglich, und die Zinssätze, über deren Höhe doch geklagt wird, würden eine Steigerung erfahren. Möglich wäre freilich, daß man glaubt, gerade den Ueberweisungsverkehr zu heben, wenn durch die Stempelpflicht die Barzahlungen eingeschränkt werden. (Ein ähnliches Prinzip tritt auffälligerweise schon in der Verordnung über den Postscheck zutage. Da wird für Ueberweisungen eine sehr geringe, für Barabhebungen eine hohe Gebühr gefordert.) Aber man übersieht hierbei, daß gerade die kleineren Bevölkerungsschichten am wenigsten ihr Geld auf der Bank belassen und sie nur für kurze Zeit als Deponierungsstelle benutzen. Sie würden also sehr häufig die Steuer zu entrichten haben und sich daher hüten, überhaupt ein Bankkonto aufrechtzuerhalten. Die Folge davon würde sein, daß das Bargeld den Banken ferngehalten wird, und auch hieraus würde sich eine Steigerung der Zinssätze ergeben. Eine Vermehrung des Ueberweisungsverkehrs würde schon deshalb nicht eintreten, weil jeder sich weigern würde, Geldbeträge durch Banküberweisung anzunehmen. Müßte er doch damit rechnen, den Betrag abzuheben, und hierauf eine Steuer entrichten. Ich halte die konservative Partei nicht für so kurzsichtig, daß sie einen Steuervorschlag unterstützt, der unbedingt zu einer Verteuerung der Geldsätze führen muß, deren Nachteil besonders von der Landwirtschaft beklagt wird.

Erscheint also eine solche Stempelsteuer nicht wahrscheinlich, so hat die Börse doch allen Grund, bis zum Zusammentritt des Reichstags nicht alle Sorgen zu vergessen, die sie bald ärger bedrücken können als diejenigen, die sie sich zwei Jahre lang um die Lage der deutschen Industrie gemacht hat.

Bruno Buchwald.

Notiz. Unser Herr Doktor Landsberger ist zurzeit durch anderweitige Verlagspläne des „Morgen-Verlags“ und in dessen Auftrage derart in Anspruch genommen, daß es ihm wünschenswert scheint, bis zu deren Erledigung die Schriftleitung in die Hände der Redaktion zu legen.

Der Verlag. **Die Redaktion.**

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 4. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.